

# Musikalisches Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum  
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 40

Verlag von J. B. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.  
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



Deutsche Leichtverwundete auf dem Marsch durch eine französische Stadt zur Bahnstation.

# sohn. Der Kaplan von Selva. Aus dem Grauen Bunde. Erzählung von P. Maureus Cenot.

Nachdr. verhd.

**D**ie Priester hatten noch Kirchliches zu besprechen, für Anna ein „gefasstes“ Gespräch; sie legte also Hand in Hand auf den Tischrand und schwieg. Und mußte sie nun wieder ein Wörtlein sagen: es waren wie verlorene Worte eines Kindes, das aus einem buntischen Traum erwacht.

Ein Stündchen war vorbei. Blödig erhob sich der Kaplan und erklärte: „Ich muß noch heut abend zu meinem Kirchlein in Selva!“

Der Pfarrer brachte Gegengründe vor und schüttelte den Kopf. Anna aber spielte die Rolle des klugen Kindes, das mit den Lippen schweigt und mit den Augen bittet.

Ein Spiel war es nicht für Anna, Petronilla's Bräutigam Sepantoni zu bewegen, den Schimmel an den Leiterwagen zu schirren — er müsse absolut bis zum Brigittakirchlein hineinsfahren. Nacht hin, Nacht her; die Petronilla von Tschamut werde es ihm hoch antrechnen.

Ein Viertelstündchen nachher und aus dem offenen Fenster der Pfarrstube tönte es herzlich hinaus: „Gute Fahrt, guten Einzug!“

Und dann begann des Kaplans von Selva feierlicher Einzug, auf dem erschütterten Leiterwagen, durch die stille Nacht, durch den eisigen Wind.

Bruder und Schwester schwiegen eine lange Weile, sie sprachen mit den Heimatbergen und mit den Schuhengeln des Tales.

„Anneli,“ begann endlich der Priester, indem er den Hut auf die feuchte Lockenfülle drückte, „sag, warum bist du eigentlich nachts nach Selva herausgekommen?“

„Hochwürdiger Bruder, warum gehst — geht Ihr . . .“

„Du sagst mir du!“

„noch in dieser Nacht nach Selva?“

Beide Fragen blieben ohne Antwort. Dann begann er zu erzählen von jenem Sonntagabend im Salzburger Sancti Peterskeller. Zwei Tränen standen der Schwester in den Augen; der große Mond, der von Pazzalo her glänzte, zeigte sie dem Bruder.

Das blauhänsene Jäckchen schlüpfte schlecht gegen den Wind, der mit jedem Hufschlag fächer wurde.

„Das Erste, was ich als Kaplan von Selva tu', ist, daß ich mein Schwesterlein vor'm Eisgrind schütze.“

Und Anna mußte es geschehen lassen, daß der Bruder den warmen Mantel von seinen Schultern nahm und ihn weich und warm um ihre Schultern wand — „Ich habe nicht last und ich muß mich wieder ans rauhe Gebirge gewöhnen, hab's in Salzburg nur zu gut und sein gehabt.“

Sepantoni zündete sein Pfeischen an; ihm klimmte es blutwenig, daß das ganze Tal voll Mondchein war und immer neue Sterne hervorblühten.

„Anneli, das ist doch schöner, als das Lustschloß Mirabell in Salzburg —“

„O Bruder, so möcht' ich fahren bis ans End der Welt und wieder zurück —“

„Ich gar nicht,“ lachte Sepantoni breit und strich mit dem Pfeisenrohr unter dem Hut hin und her.

„Freilich, du willst nur bis Tschamut, das End der Welt ist Petronilla,“ scherzte Anna,

um ihren verratenen Herzensehnen zu zudecken. „Über ich meine, jetzt könneft du zurück. Ich ging' das Stüklein lieber zu Fuß, wenn der Kaplan —“

„Ja, da ist schen das Brigittakirchlein! Freilich lieber zu Fuß!“

Sepantoni bekam ein Geldstück von Anna und das Versprechen, sie werde der Petronilla einen herzlichen Gruß ausrichten. Der Wagen rasselte talauswärts — Bruder und Schwester stiegen neben einander gen Selva hinauf, sie beteten den Rosenkranz.

Im Kirchlein brannte das kleine rote Licht. Sie traten ein. Als wär's eine Hochzeit, schritten beide zum Altärchen vor und knieten auf der Stufe. So still. Anna schrakte, der Bruder könnte ihre Tränen fallen und ihr Herz schlagen hören — das war kein Gebet und doch ihr bestes Gebet; in ihm lag das große Opfer eingeschlossen: Ich will für den Bruder leben, weil er ein Hir der Seelen ist.

Als die Geschwister aus dem Kirchlein traten, als der Mond in vollem Glanze herniedersloß, waren an Annas Augen die Tränen tauhell. Des Bruders geweihte Hand trocknete sie: „Anna, sei froh!“

„Aber, Bruder, ist's dir nicht leid, daß du zu mir — zu uns gekommen bist?“

Heiterlich ergriff der Priester die Hand der guten Schwester und sah vom nächtlichen Tal zum Sternenhimmel empor: „Der Erzbischof hat mir die Stola gegeben, du hast mir die Liebe zur Heimat bewahrt.“

Da ruhten Annas, reine warme Lippen ein Amen lang auf der Hand des Bruders. Geschwisterpaar, tu die Herzen auf! Und schließ sie rasch und sicher! Ein Tröpflein reinster Erdenfreude ruht in ihnen. Und das Tröpflein muß ausreichen bis an die Ewigkeit! — —

\* \* \*

In nomine Domini! Amen!

So schrieb am nächsten späten Abend der Kaplan von Selva aufs erste Blatt eines Büchleins beim Kerzenschein im niederen Stübchen, während Anna, die Schwester Haushälterin, sich „um gar viele Dinge bemümmern“ mußte, um die Kaplanei doch ein wenig wohnlich einzurichten.

„Im Herbst A. D. 1819 bin ich mit meiner Schwester Anna allhier in Selva eingezogen. Deo favente will ich ausharren bis zum Grabe, in meiner verlassenen Gegend, allwo meine Wieze gestanden ist. Deus benedicat!“

Mehr schrieb Kaplan Deplatz am selben Abend nicht. Und als er am Silvesterabend seine Chronik festsetzen wollte, fand er, es brauche überhaupt keine Zeile mehr geschrieben zu werden; Jahr und Tag werden gleichmäßig vorbeirinnen, wie drunter der kleine Rhein, Sommers zwischen Steinen und Schneewehen.

So war es. Nein, zuweilen gab es doch etwas Neues, aber das kam nicht in die Chronik hinein. Neu war das Gärtchen, das die Geschwister im ersten Lenz neben dem kleinen Haus anlegten. Blumen fürs Kirchlein, Bohnen für den Tisch sollten dort wachsen. Und der Kaplan selbst wollte helfen den ersten Garten am Rhein anpflanzen; er selbst nahm den Bergstock und bohrte die Grublein und begrub die weißen Bohnen,

während Anna mit einer Bürde Tannenäste aus dem Wald kam — der unendlich lange Winter hatte ja alles Holz in Küche und Ofen aufgebraucht. Wie staunte aber der Herr Kaplan, als er ein Stündchen später durchs Stubenfenster ins Gärtlein hinunter schaute und sah, wie's Anneli mit den Fingern in der Erde wühlte!

„Anneli, was tu? Die Bohnen sind schon drinnen —“

„Ja freilich sind sie drinnen, aber viel, viel zu tief! Muß alle heraus suchen —“

„Auch noch!“

„Freilich! Die Bohnen darf man nicht tief setzen! Die müssen Ave Maria läuten hören, sonst schlafen sie sich tot.“

„Aberglauben!“

„Nein, nein, kein Aberglauben! Das Volk sagt halt so, weißt, Bruder, das Volk macht Gedichte wie du im Buch hast. Aber Bohnen dürfen nicht tief gestellt werden. Ich finde sie schon wieder, nur keine Angst — sie hören das Aveläuten.“

„Das Anneli ist flug und gut, beides!“ flüsterte der Kaplan, doch schrieb er es nicht in die Chronik. —

Aber nach — zehn Jahren hätte er gerne einmal etwas in das leere Buch geschrieben; da war aber Anneli schuld, daß es nicht zum immerwährenden Angedenken hineinlam.

Es war eben ein düsterer Winternachmittag. Der Kaplan war zugleich in der Kaplantube Schullehrer und hatte es selbst so gewollt. Das wollte er freilich nicht, daß der achtjährige Sigisbert, ein unruhiger, lachslüchtiger, vorlauter Bub nichts lernen wollte. Er mußte nachsitzen. Als die Rute erklitten, sprang der Knirps auf, um auszureißen. Zu spät; der Kaplan durste dem verhärteten Herzchen nicht nachgeben und umsonst hatte er nicht im Herbst die Rute am Rheinufer geschnitten. Als aber die Streiche — es waren vier, weniger einen — nicht zu ungängig ausgemessen waren, machte der Kleine die Fäustchen und schrie: „Die Mutter hat gesagt, keine Schule wäre besser, sie hab' auch keine gehabt. Ich komm' nicht mehr.“

„Sag' der Mutter, ich habe ihr böses Büblein mit der Rute gefalbt. Und sag ihr, daß ich nicht nachgebe. Jetzt geh' heim!“

Das wilde Rebellenkind mußte schnell heimgelaufen sein; denn bald hörte — Barbelis Stimme so in der Kaplantube, daß Anna herbeieilte. Zu Wort kam Anna nicht, ebensowenig wie der Kaplan, der lachslüchtend auf und abging, bis endlich Barbeli müde wurde.

„So. Genug! Jetzt geht, Barbla! Aber nachgeben tu' ich nicht, aus Lieb zu den Kindern nicht. Verstanden!“

Der Kaplan kannte sein Bergvölllein und das Barbeli; sie wollen vom Kaplan, daß man es gut meint, eine Grobheit vergibt und auch eine Faust hat.

„Barbeli sei so gut und schid mir ein Krüglein Milch auf den Morgen, gelt!“ bat Anna flug und hatte Erfolg; denn Barbeli, die aufgebrachte junge Mutter des Tröpfchens fing zu lachen an, laut zu lachen, und dann kam es hell und gress hervor:

„Ja Anneli, ein Krüglein Milch selbst haben! Aber die Schule ist eine Dummheit, Herr Kaplan! Hahahaha, was brauchen wir in Selva das städtisch Zeug!“

Noch vom Haussgang her erscholl das Lachen, bis die Lachtaube fort war.

„Das muß in meine Chronik hinein, dieser Unverstand, dieser —“

„Ach nein, Bruder! 's Barbeli ist einmal so, immer so gewesen, eine aus den Bergen. Ist sonst ein gutes Ding —“

„Ja, ja, ein gutes Ding! Und unter der Chronik schreib' ich hin: Dulcedo mellis sub lingua ejus, alleluja —“

„Was heißt denn das?“

„Und die Süßigkeit des Honigs ist unter ihrer Zunge, Alleluja — das heißt es. Anneli, wenn du so eine wärst, ich packte heute zusammen, um wieder nach Salzburg zu gehen.“

„Aber, Bruder!“

Da ging ein Lächeln stillen Glücks, unverlehter Geschwisterliebe von Augenpaar zu Augenpaar.

Dieses Lächeln, es war fast die einzige Unterhaltung in Selva. —

Da aber kam einmal ein sonnenvoller Sommersonntag. Nach der Vesper blieb der Kaplan noch im Kirchlein; Anna las im Stübchen, bis ein Büblein von Sedrun sozusagen durch die Tür hereinfiel und dann rief: „Etwas für den Kaplan, es müsse wichtig sein, das Siegel drauf, ich soll's ihm übergeben — wo ist er?“

„Gi, Sepli, was ist's?“

„Salzburg! Gesiegelt!“ Und der Knabe streckte das Päckchen hin, aber hielt es mit beiden Händen fest. „Ruft den Kaplan!“

„Hört? Da kommt er ja —“

Er stand in der Tür und schaute aufs blaue Papier; es konnte ein Buch enthalten. „Was ist's? Was bringst, Sepli?“

„Wichtig! Salzburg! Siegel! Da ist's.“

Daß Anna zitterte? Der Kaplan riß die Schnur auf, es kam ein Buch heraus: „Je, Horatius Flaccus!“ rief er aus und führte das Buch. „O, der gute Horatius Flaccus, ja, er gedenkt noch meiner! Und da ein Schreiben!“ Der Kaplan ging ans Fenster; sein Antlitz strahlte — und verdüsterte sich.

„Ist's der neue Erzbischof von Salzburg, der . . .“

Mehr wagte Anneli nicht zu fragen. Sie faltete die Hände, wurde blaß, als drohte ihr ein Unglück, setzte sich an den Tisch vor ihre Legende, aber schaute angstvoll zum Bruder am Fenster hinüber.

Sepli bekam gar schönen Botenlohn. Die Geschwister waren allein. Ein Brief im Kaplaneihaus, ein Ereignis für Jahr und Tag! Für Anna aber kein Ereignis, denn der Brief verschwand im Priesterkleid. Sie schwieg, während der Kaplan lange zum Fenster hinausschaute; „er müsse nachdenken —“

Als der Abendrosenkranz vorüber war, saßen die Geschwister in der Dämmerung lange auf der Holzbank vor dem Hause, bis über dem Kalmut schon ein Sternlein brannte.

Am nächsten Morgen war Frühmesse. Daß Anna mit verweinten Augen aus dem Kirchlein kam, hatte niemand beachtet als das weiße Häglein, das sich an den Rockrand seiner Herrin schmiegte, während sie am Herdfeuer stand.

Bald war alles zur großen Reise gerüstet.

Da eilte Anneli in die Kammer und brachte drei Goldstücke. „Du darfst ein gutes Werk, lieber Bruder! Ich hab's erwartet und kann's entbehren. Bitte, nimm das Wenige!“ bat sie und legte die drei Goldscheibchen in die Hand des Bruders.

Es war ein kurzer Abschied. „O wie gönn' ich dir herzlich die schöne Reise —“ — „Blieb' eigentlich lieber da in Selva“ — „Gute Reise!“ — „Anneli, leb wohl! — und bet für mich!“ —

Rüstig schritt der geistliche Herr fürbass. Beim nahen Bug des Weges schaute er zurück; er sah im Türrahmen die Schwester, ihre reine Stirn, ihre treue Hand, die winkte; und über dem Kirchlein und Weiler ein weißes Wölklein, das in den blauen, sonnenvollen Himmel hineinverschwand.

„Leb wohl, leb wohl, leb wohl!“ —

Rhein und Rosanna, Inn und Salzach — sie rauschten durch die Seele des Wandlers; herliche Landschaften tauchten auf und unter; aber eines Glöckleins Klang rauschte immer wieder mit, eine schneereine, faltenlose Stirne schwebte immer über all der Pracht und Herrlichkeit fremder Länder. Immer, bis der Wanderer endlich in Salzburg einzog. Und wieder glänzte, wie einst in jenem für den Graubündner denkwürdigen Jahre, die Abendsonne rotgoldern auf den Dächern der Stadt. Und in Straßen und Gassen alles wie einst. In einer Ecke des Domes betete der Mude sein Reisedankgebet. Dann fort zum Sankt Peterskeller!

„Ob der gute Oberst noch lebt? Es wäre leicht seine Stunde am Stammtisch, wenn er noch sitzt, nicht schon draußen liegt.“

Der Sankt Peterskeller, auch wie einst! Dort am Herrentisch, wahrhaftig, ein Grautopf in Oberstuniform! Aber gebückt! Auf dem Silberknopf eines Meerrohrs ruhen die blaugäderten Hände. Nicht er? Der Priester stand prüfend still, dann ließ er leicht die Hand ruhen auf der Schulter des Sinnenenden, des Erwachenden, des Staunenden . . .

„Was? Wer? Wen hab' i d'Ehr —“

„Der Malefizbub, Herr Oberst!“

Wie ein Feuer fuhr das Wort durch die alten Glieder. Aufrecht wie vor dem allerhöchsten Landesherrn stand der Oberst da; dann aber breitete er die Arme aus und drückte den Priester an die Brust, wie ein Vater den heimlehrenden Sohn. Als dann der Priester Tränen sah in den alten Augen, da wurden auch ihm die Augen feucht: „O lieber Oberst! Sie weinen gar! Ihr Kriegeraugen Nasses! Das ist, wie wenn bei uns' im lieben Selva aus den Felsen Bähnlein hervorbrechen —“

„Selva! Hochwürdiger Herr, sein Sie wirklich dort auf Posten?“

„Du Befehl, Herr Oberst! Und der Posten harrt aus, bis Generalissimus Tod Ablösung kommandiert!“

„Und kommen nach Salzburg? O Heimweh nach Salzburg, gelten Sie, Hochwürden? Nei, so eine Freud für mich alten Kerl! Bitte, da der Stuhl. So jetzt! Häh Resel, eine Flasche!“

„Aber, Herr Oberst, diesmal nicht vom Erzbischöflichen! Wir müssen vieles erzählen und klar bleiben.“

Es war nicht das gute Trineli mehr, das den Wein brachte. Eine Wolke slog über die Stirn des Priesters. Das arme Trineli!“ —

Das Plauderstündchen mitte zwei Stunden aus. Das silberknöpfige Meerrohr lag müßig auf dem Tisch, der Oberst war ein duzend Jahr jünger geworden, just so wie an jenem Oktobersonntag.

Als die beiden aus dem Sankt Peterskeller traten, lächelte der Oberst mit dem ganzen, vom Erzbischöflichen zart geröteten Gesicht: „Sehen's, jetzt haben wir richtig die Sonne von den Dächern weggeplaudert!“

„Auf dem Bergkranz meines Selva ist sie jetzt erst am schönsten.“

„Könnt' ich einmal hin! Schon um Ih'guts Anneli zu grüßen!“

„Kommen Sie, Herr Oberst mit mir!“

„Wag's nimmer, Hochwürden, wag's nimmer,“ und er berührte mit der zitternden Hand das pochende Herz und die störrigen Füße, „die sind bald aufgebraucht und als Leiche sollen's mich in Selva nicht haben müssen! Apropo, Sie sind natürlich mein Gast in Salzburg.“

„Ich danke, bei den Kapuzinern —“

„Nichts da, mein Guest! Aber wollen Sie wirklich heute noch das arme Trineli ansehen?“

„Ja, ja, Sie haben ja den Brief gelesen. Schauen Sie, sie gibt Gasse und Hausnummer an, aber wo ist das zu suchen?“

„Beigent's nochmal das Pavier! Herr, wie ist das zitterig geschrieben! Gut, ich komm' mit Ihnen.“

Plaudernd und langsam hatten die zwei Wanderer Straßen und Gäßlein durchschritten

„So, da wohnt das arme Vogeli. Aber zulang bleiben's nicht! Und nehmen Sie mein Visitärtli, dann können Sie mein Haus nicht verfehlten. Meine alte Turte Koch derweil uns etwas auf. Aufs Wiedersehen!“

„Bergelt's Gott, auf Wiedersehen, liebe Herr Oberst!“

„Ein Grüslein dem armen Ding da drin! Ich kann's nicht sehen, 's tät mich zu schien erbarmen.“ —

Wohl war es auch dem Kaplan rechtlicher ums Herz — Trineli's Brief, der mit dem Horaz nach Selva gekommen war: war der Schrei aus einem betrogenen gebrochenen Herzen! Aber der Kaplan wollte ja trösten, ein gehnicktes Rohr aufrichten: das hatte er in seinen Bergen gelernt.

Er trat in den engen, dunklen Haussgang. Ein Büblein, das noch nicht viermal, ach wohl kein einzigmal ein Geburtstagsgeschenk bekommen hatte, rutschte auf den schmutzigen Dielen und spielte mit Steinen und Hölzchen. Ein mager Kind mit zerrissenen Hosen und braunen Hemdärmelchen. „Was tuft da, Kleiner?“

„'s Vieh heitreibe,“ erwiderte ein Vogelkrimmchen.

„So? Lust nit der Mutter helsen?“

„Muotter tuot schlosa, ischt soviel müad.“

„Hast sonst niemand im Haus?“

„Nei, i und Muotterl, mir alsoan. Die isch do drein.“

Jetzt wußte der Kaplan genug und floßte leise an die niedere Tür. Ein schwache „Herein!“ Geblüm trat er in das Stüblein. Das einzige Fenster war wohl offen aber nur ein schwuler Dunst aus dem Hordrang herein. In der Ecke stand ein Bett auf dem Tischlein brannte in einem Trinkglas ein Döldöchlein und streute einen geisterhaften Schein auf das Jammerantli im Bett.

Zwei eingefallene Augen, von zwei dunklen Ringen umrahmt, starnten auf den Priester hin. Die Gestalt richtete sich auf, müß-

## Vom Kriegsschauplatze.



General Russky,  
Führer der russischen Armee  
gegen Galizien.



Der Brüsseler Bürgermeister Mag.,  
der jetzt als Kriegsgefangener  
nach Deutschland gebracht wurde.



General Iwanoff,  
Führer der russischen Armee  
gegen Galizien.



Ein Verbandplatz der österreichisch-ungarischen Truppen auf dem Kriegsschauplatz in Galizien.



† König Carol I. von Rumänien.



Der neue König Ferdinand von Rumänien.

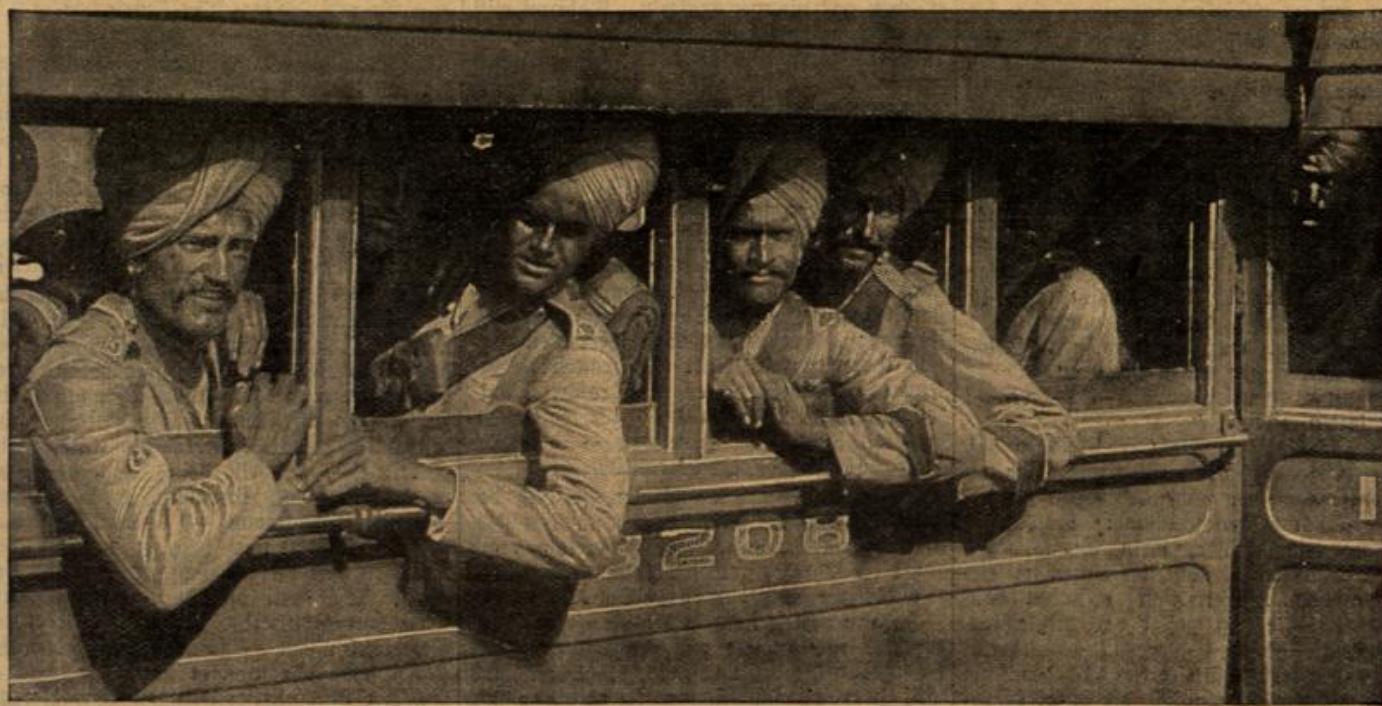
Der neue Herrscher ist am 24. August 1865 zu Sigmaringen geboren.



Zum Tode König Carols von Rumänien.

Inmitten des gewaltigen Kriegsärms ist König Carol von Rumänien, der noch im Jahre 1913 die Position seines Landes am Balkan erheblich zu starken vermochte, im hohen Alter vom Tode ereilt worden. Er war am 20. April 1839 als zweiter Sohn des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen geboren und stand als Offizier in der preußischen Garde, als ihn Rumänien nach Vertreibung eines einheimischen Dynasten zum Fürsten wählte. Die gewaltigen Fortschritte, die dieses Land unterdessen mache, sind zu einem guten Teil sein Werk; namentlich besorgt war er um die Heranbildung eines schlagfertigen Heeres. Dieses ermöglichte ihm auch, im russisch-türkischen Kriege entscheidend einzugreifen. 1881 wurde Rumänien zum Königreich erhoben und 1913 erworb es von den Bulgaren den Landstrich zwischen der Dobrudscha und der Linie Turzulai-Baltischit.

Französische Verwundete mit einem gesangenen französischen Militärarzt im Garten des Reservelazarets Hasenheide in Berlin.



Transport indischer Truppen.

sam, leuchend, zwei hagere Hände schoben die aufgelösten Haare über die magern Schultern zurück.

„Gelobt sei Jesus Christ! Guten Abend, Trina!“

„In Ewigkeit! — Hochwürden, verzeihen's doch, 's ist so an elends Kämmerli —“

„Aber wie geht es Ihnen, Trina? Es

regt Sie wohl nicht auf, wenn ich Sie so spät besuche? Ich bitte, legen Sie sich auf die Kissen nieder? Sie sind gewiß schlaftrig und mein später Besuch ermüdet Sie, Trina.“

Das lang alles so fremd und doch so traurlich, nicht salzburgerisch und doch so bekannt. Die Kranken hatte die Hände gefaltet und die großen dunklen Augen fragten lauter

als die blauen Lippen: „O wer ist's, der mit heimsucht?“

„Trineli!“ — und der Kaplan war ganz nahe getreten und reichte seine Hand hin — „es ist ein Besuch von weither, erraten Sie doch, ich sag', von weither. Über Sie müssen ihn kennen.“

(Ende folgt)

## Kanonendonner. Humoreske von Felix Nabor.

Nachdruck verboten.

### 1. Der Knopf.

Der abendliche Manöver-Appell in dem hübschen Marktdorfe Kaltental war zu Ende und die Soldaten stoben nach allen Richtungen auseinander.

Leutnant Hagen begab sich in sein Quartier im Gasthaus zur „Sonne“ und fand seinen Burschen so vertieft in sein eigenes Spiegelbild, daß er den Eintritt seines Vorgerichteten gar nicht bemerkte. Er trug den Waffenrock und drehte bald den Kopf nach rechts, bald nach links, wobei sein nicht gerade geistvolles Gesicht mit der großen Kartoffelnase vor Vergnügen förmlich strahlte..

Leutnant Hagen war starr.

Der Kerl hatte sich wahrhaftig, allem militärischen Reglement zum Trotz, die Gefreitenknöpfe an den Kragen gehetzt und liebäugelte nun im Spiegel mit seinem eignen glorreichen, knopfgeschmückten Ich.

Beim Anblick einer solchen unerhört frechen Gesetzesübertretung fuhr dem Leutnant der Zorn fieberhaft ins Blut, und er schrie mit seiner lautesten Kommandostimme: „Jo—hann!“

Blißschnell fuhr der Bursche herum, kniete in die Knie beim Anblick „seines“ Leutnants, riß vor Entheben den Mund sperrangelweit auf, raffte aber ebenso schnell all seinen Mannes- und Soldatenmut zusammen, drückte die Dämmen an die Hosennähte, stand stramm und warf den Kopf mit dem weitgespaltenen Mund, dessen Winkel wie zwei trauernde Halbmonde erdenwärts gezogen waren, in den Nacken. Dann kam es im Tone höchsten Schreckens aus seiner wie eine Bitrone zusammengepreschten Kehle:

„Bu B'sell, Herr Leidnand!“

„Antworten sollst du, Schätzlop!“ rief Hagen zornig.

Johann begann zu zittern und mit den Knieen zu schaukeln. „Bäää—u Bbbb—b'sell, Häääär Leidnand!“

„Na, wird's bald, du—“. Wieder gebrauchte der „Härr Leidnand“ eine in dieser Situation allerdings entzündbare Titulatur, die direkt dem Tierreich entnommen war.

„Bu B'sell, Herr Leidnand — aber wenn ich reden tu, i bitt schön, dann krieg ich drei Tage Arrest, Herr Leidnand!“

„Das wird dir sowieso blühen, mein Sohn. Also 'raus mit der wilden Kax...“

„Bu B'sell Herr Leidnand — — wenn i schön bitten dürft...“

„Zum Donner nochmal: red! Wozu hast du die Gefreitenknöpfe am Kragen, da du doch nur Gemeiner bist?... Willst du damit etwa vor deinen Kameraden prah'ien?... Gib dir keine Mühe, mein Sohn, denen imponierst du damit nicht, die wissen sowieso, daß du das Pulver nicht erfunden hast. Ueberdüs — es ist gegen das Reglement, ist Betrug!“

Johann Krebs schüttelte energisch den Kopf und sein Mund verzog sich, als ob er heulen wollte. „Nein, Herr Leidnand, so is die Sache nicht!“

„Nicht? — — Wozu dann diese eigenmächtige Standeserhöhung?“

„Bu B'sell, Herr Leidnand, — — von wegen der Brautparade...“

„Wa—as, Brautparade?“

Johann Krebs wurde rot wie sein Namensbruder, wenn er gesotten wird, ein freundliches Grinsen lief über sein ganzes Gesicht und seine kleinen Schweinsäuglein blickten den Leutnant verliebt an. „Bu B'sell, Herr Leidnand,“ sagte er, „es is schon so.“

„Nee, aber so was!“ rief Hagen. „Das hätte ich nicht hinter dir gesucht, Johann.“

„Bu B'sell, Herr Leidnand, aber wenn der Herr Leidnand gestatten, so han ich nicht so dumm als wie ich ausschauen tu —“

Leutnant Hagen schlug ein helles Gelächter auf. „Na also,“ rief er, „dann schieß 'mal los!“

„Bu B'sell, Herr Leidnand — — wenn ich nur nett Arrest kriegen tät...“

„Wollen sehen, Johann!... Also — — was ist's mit der Brautparade?“

Johann Krebs zerrte krampfhaft an seiner großen Nase, als ob er aus ihr alle Weisheit des Lebens ziehen müßte, nahm aber sofort stramme, dienstliche Stellung an und sagte: „Ich bin doch von hier zu Hause, Herr Leidnand...“

„Ach so — —“

„Ja wollt, Herr Leidnand! — — Wir seins eine angesehene Famillje, gleich drei Häuser weit weg, in der Schmiede. Mein Vatter, der is nämlich ein Schmied. Aber, wenn Herr Leidnand gehorsamst gestatten — Vatter geht bei die Arbeit immer der Schnaufer aus und den großen Hammer, den kann er schon gar nimmer regier'n. Dadrum will er aufgeben und im Spätjahr, wenn ich ausgedient hab und vom Militär entlassen werden tu, da übernehm' ich hernach die Schmiede. — Das is 'ne Goldgrub', Herr Leidnand,“ folgte er erßarend hinzu und zwinkerte lustig mit den Augen.

„Das ist ja sehr erfreulich,“ sagte Hagen. „Aber ich sehe immer noch nicht ein, was dies alles mit dem Knopf zu tun hat!“

Johann Krebs war über dieses schwere Begriffsvermögen seines Leutnants höchst erstaunt und sagte im Tone freundlicher Belehrung: „Aber geh'n's doch, Herr Leidnand!“ Die Ungehörigkeit seiner Ausdrucksweise erkennend, verbesserte er sich rasch: „Verzeihung, Herr Leidnand! — ich wollte gehorsamst sagen — — melden — — sozusagen aus Herzengeschäftlichkeit...“

Er wurde immer verwirriger, so daß der Leutnant ihm lachend abwinkte. „Nun steh' mal bequem, Johann,“ erlaubte er ihm, „und laß diese Phrasen. Sei Mensch — und red, wie dir der Schnabel gewachsen ist!“

Johann holte zu einem brunnentießen Seufzer aus und atmete wie erlöst auf. „Gott sei's gedankt, Herr Leidnand,“ sagte er, „und weil Herr Leidnand immer so gütich zu mir gewesen sind, so will ich redn, wie's mir ums Herz herum ist und meinen großen

Schmerz vertrauensvoll in Herrn Leidnands edle Brust ausgießen und niederlegen —“

„Kerl, sprich kein Blech! Also kurz und bündig: warum bist du so versessen auf den Knopf?“

„Herr Leidnand — das is doch schließlich ein jeder Soldat! — Als „Hundsgemeiner“ vom Militär wegzukommen — das is doch gewissermaßen eine Schand! — Man möcht' doch avancieren und eine schöne Scharsch (Charge) kriegen, net?... Und überhaupt — das gibt Ansehen in der G'meinde, da könnt ich auch ein höheres Amt übernehmen, zum Exemplar und Beispiel das vom Vater — der is nämlich, wenn Herr Leidnand gütigst gestatten, is er Spritzenmeister bei der Feuerwehr... Am End' werd' ich noch Kommandöhr, das nötige Zeug und Mundwerk, das hab' ich schon — und dann wär ich ein gemachter und berühmter Mann...“

Lächelnd blickte der Offizier auf seinen Burschen, dessen Ehrgeiz es war, Kommandant der Dorf-Feuerwehr und dadurch ein „berühmter“ Mann zu werden.

„Hm,“ sagte er, „ohne Zweifel bist du ein intelligenter und strebhafter Kerl — ob dir aber der Knopf alle deine Himmels türen ausschließt, das beweiste ich doch.“

Der große Kopf nickte eifrig. „Wenn Herr Leidnand gütigst gestatten — es ist schon so. Denn wer den Knopf hat, der führt die Braut heim.“

„Jetzt schau mir einen Schlaumeier an,“ lachte Hagen. „Also um eine wirkliche Braut handelt es sich?“

„Jawollja, Herr Leidnand! — Die Bärbel vom Kreuthof die is a feins Mädelchen, was man halt unter Bauersleuten a feins Mädelchen nennt, Herr Leidnand!... Und Bälding hat sie grad massenhaft, wo sie doch in der „Sonne“ das Kochen gelernt hat! Dreitausend kriegt sie bar und eine Aussteuer, die darf sich sehn lassen. Mögen tu' ich sie auch und soweit wär alles in schönster Ordnung, aber — —“ Er traute sich hinter den Ohren und machte eine jammervolle Visage.

„Die Geschichte hat also einen Haken?“

Der Vaterlandsverteidiger und Feuerwehrkommandant nickte eifrig. „Ja, Herr Leidnand!.... Nämlich der Gruber-Schorsch, der möcht' die Bärbel auch gern haben. Freilich,“ folgte er mit souveräner Verachtung hinzu, „er is nur beim Träh (Train), aber er hat ihr gesagt, er werd' als Unteroffizier entlassen — und ein kleins Bauerngütli hat er auch. Jetzt, Sternblit, wenn ich als G'meiner zurücksomm' — da ist die Bärbel im Stand und heiratet den Gruber-Schorsch. Denn narrisch und verrückt sind ja die Weibslent all', wenn's ans Heiraten (Heiraten) geht. Und wenn die Bärbel den Schorsch nähm — ja mein, da tät mich's Leben schon gar nimmer freu'n.“

„Zum Unteroffizier wirst du es wohl kaum bringen, Johann —“

„Ach nee, Herr Leidnand! ... Aber der

Schöschl ist es ja noch nicht!... Und überhaupt — — Trääh, das is doch gar nichts! — Da seins wir von der Infanterie doch andre Kerls! Die vom Trääh, die kommen ja gar nicht ranni an den Feind und sind nur Bagasche-Schlepper und Brot-Träige! — Herengegen wir von der Infanterie: alle Hochachtung!... Und Herr Leidnam, wenn ich erst mal den Knopf hab, dann hab ich auch die Bärbel!"

"Ist denn sie gar so verlassen auf eine höhere Charge?"

"Das will ich meinen," erwiderte Johann Krebs stolz und selbstbewußt. "Wo sie doch so viel Brillding hat! — und überhaupt is sie fürs Höhere!"

"Alle Wetter — das muß ja ein verdammt schneidges und rojolutes Frauenzimmer sein!" rief der Leutnant belustigt.

"Is sie auch, Herr Leidnam," versetzte Johann Krebs mit der Miene eines Königs, der im Begriffe steht, eine Prinzessin heimszuführen. "Is sie auch! — — Nur mit'n Knopf nehm ich dir," — hat sie im letzten Urlaub zu mir gesagt — — und darum muß ich, wie Herr Leidnam gehorsamst einschen werden, unbedingt den Knopf haben.

Und weil mir der Herr Leidnam in seiner berühmten Herzengüte für heute Abend Urlaub gegeben haben, daß ich meine alten Eltern besuchen darf — — und weil alsdann die Bärbel auch zu Besuch in die Schmiede kommt, da hab' ich gemeint, ob es nicht zweckmäßig sein täte, mit dem Knopf auszurücken und die Braut zu erobern. Es sieht mich ja kein Mensch nicht, denn ich werde schon so helle sein und hinter den Häusern 'rumgehen, daß mich kein Unteroffizier erwisch't..."

"O du siebenmalgescheiter Schlaumeier!" Johann grinste über dieses zweifelhafte Lob. "Und wenn Herr Leidnam die Güte haben wollten und ein Auge zudrücken möchten — oder auch zwei..."

"Ich?... Weswegen denn?"

Johann schmunzelte. "Bon wegen dem Knopf, Herr Leidnam..."

"Ah so, du Schlingel!... Nee, nee — das gibt's nicht. Den Urlaub erhältst du, im übrigen aber sag' ich dir: wenn Melbung erfolgt, daß du dich mit den Knöpfen gezeigt hast, fliegst du ins Loch. Also — marsch, marsch: die Knöpfe weg! Steck sie ruhig in die Tasche. Morgen will ich mit dem Feldwebel reden, ob er dich zum Gefreiten vorschlägt..."

"O Herr Leidnam!" rief Krebs und machte vor Freude beinahe einen Luftsprung; nur der Respekt vor "seinem" Leutnant hielt ihn davon ab.

"Unmöglich ist also die Sache nicht," fuhr Hagen fort, "und wenn du dich bis zu deiner Entlassung gut hältst und auch sonst deine Konduite sauber ist, dann soll es an mir auch nicht fehlen, daß du die Knöpfe, die du jetzt in der Tasche trägst, doch noch bekommst — und mit Recht tragen darfst."

Johann schluckte vor Rührung und brachte gleichwohl kein Wort hervor; aber seine Augen waren mit dem Ausdruck solch treuerziger und inniger Dankbarkeit auf den Leutnant gerichtet, daß dieser ihn wohl verstand und ihm wohlwollend auf die Schulter klopfte: "Sei also guten Mutes," sagte er, "und grüß mir die Braut!"

"Zu V'zell, Herr Leidnam!" schrie der Bursche mit einer Stimme, daß das ganze Zimmer dröhnte. Dann schlug er die

Hände zusammen und blickte seinen Herrn an, ob dieser noch etwas zu befehlen habe.

"Ja — noch eins," sagte dieser. "Dah du dich heute zeitig in die Klappe legst! — — Morgen früh webst du mich Glock vier! Wenn du eine Minute zu spät kommst, las ich dich fricassieren!"

Johann lachte mit dem ganzen Gesichte. Wenn sein Herr Wize mache, war er guter Laune, dann gab es, wenn man seine Sache gut mache, auch noch ein Extra-Trinkgeld. "Iawohl, Herr Leidnam," rief Johann. "Haben Herr Leidnam sonst noch Befehle?"

"Nein — ich will nun ein wenig ruhen, ehe das Abendessen beginnt. Viel Vergnügen, Johann — — ab!"

Johann machte kehrt und verschwand hinter der Türe, die er im Eifer knallend schloß, am liebsten hätte er einen Zudher ausgestoßen, daß man ihn im ganzen Marktdorf hören könnte. Das ging aber leider nicht an — so lachte er wenigstens leise vor sich hin, um seiner grenzenlosen Freude Ausdruck zu verleihen. —

Auch der Leutnant lachte hinter ihm drein. "Ich wette meinen Kopf," sagte er, "daß der Schlingel die Knöpfe ansteckt, ehe nur fünf Minuten um sind. — Na, meinetwegen! Die Welt geht ja darüber nicht in Trümmer, und wenn der Bursche mit dem Knopf zugleich auch die Braut gewinnt, soll's mich freuen! Dann gibt es unter Gottes Sonne ein paar Glückliche mehr, was zur Vollkommenheit auf dieser buchigen Erde nur beitragen kann."

Er steckte sich eine Zigarette an, warf sich auf den Divan und vertiefte sich in die Generalstabskarte, um morgen für alle Fälle über das Manövergelände orientiert zu sein. (Fortsetzung folgt.)

## Spiel und Scherz.

### Vexierbild.



Wo ist die Toni?

### Humoristisches.

**Sprichwort.** Junge Frau (die gegen das Verbot ihres Mannes selbst gekocht hat, feststellend): "Dah die verbotenen Früchte am besten schmecken, kann ich nun gerade nicht behaupten."

Eine Schauspielertruppe gab in einem Städtchen Vorstellungen vor erschredend leeren Häusern. Wieder war es Zeit, mit der Aufführung zu beginnen; der Komiker schaute durchs Guetloch im Vorhang. "Nun, wie ist es besucht?" fragte der Charakterdarsteller. "Vorläufig brauchen wir noch keine Angst zu haben — wir sind noch immer in der Majorität!"

**Doppelsinnig.** Chef (zum Angestellten): "Wie oft habe ich Ihnen schon gesagt, Sie sollen nicht so blind drauflos arbeiten. Ehe Sie einen Unsinn machen, fragen Sie mich erst."

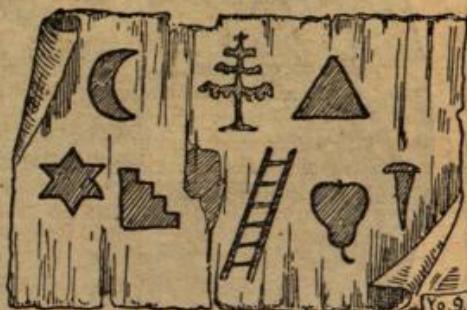
**Aus dem Examen.** Examinator: "Herr Kandidat, wo befindet sich — abgesehen von Abnormitäten — stets die Leber?" Examinant: "In der Leberwurst, Herr Professor!"

**Radertalent.** "Vierundzwanzig Personen hab' ich schon niedergedreht, doch jedesmal bin ich so schnell wieder aufgesessen und davongejahren, daß ich keinen Unstand gehabt habe. Aber wenn ich den fünfundzwanzigsten niedersfahren werde, so nimm ich mir Zeit und — hau dem Jubilar a Watsch'n runter!"

**Ein Gemütsmensch.** Als der Eisenbahnzug in die Station einläuft, erscheint an einem Kuceejenster ein dicker Herr und ruft aufgeregt: "Hier ist eine Dame in Ohnmacht gefallen, hat niemand einen Schluck Kognak zur Hand?" — Ein hilfsbereiter Tourist reicht ihm seine Feldflasche. Der

Dicke nimmt sie, setzt sie an seine Lippen und tut einen tüchtigen Schluck daraus. Dann gibt er sie mit verbindlichem Lächeln dem erstaunten Eigentümer wieder und sagt, sich den Schnurrbart wischend: "Danke vielmals! Das tut gut. Mir wird nämlich jedesmal schlecht, wenn ich ein ohnmächtiges Weib sehe!"

### Bilderrätsel.



Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Magisches A S T E R

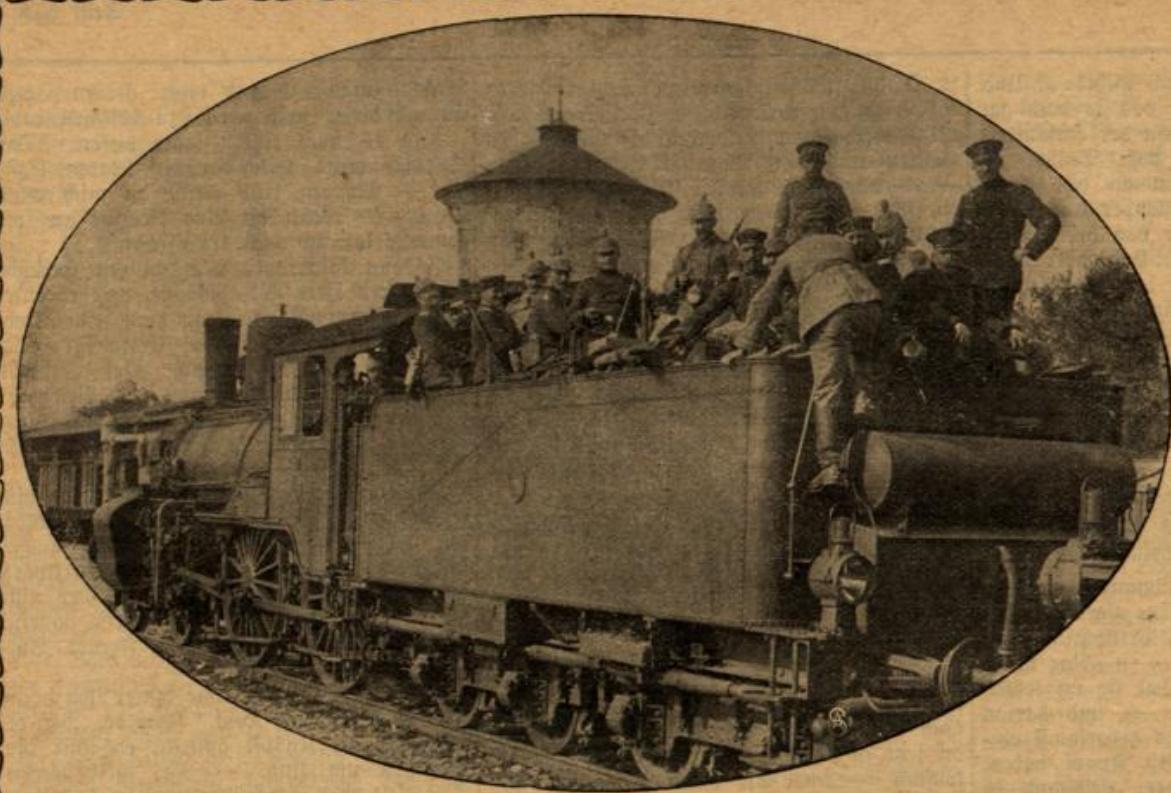
Dreieck: S C A T

T A T

E T

R

(Auflösungen der Rätsel folgen in nächster Nummer.)



Ins Feindesland hinein! Mit Bahnbeamten und Truppen besetzte Lokomotive vor der Abfahrt.

### Die Eisenbahner

haben mit Beginn des Krieges Gewaltiges zu leisten gehabt, drausen im Felde, wo zerstörtes wieder aufgebaut, neue Linien in Baubereile erstellt wurden, und zuhause, wo Millionentransporte ohne wesentliche Störungen bewältigt wurden. Wunder an Schnelligkeit und Genauigkeit wurden hier wie dort geleistet. Nicht mehr des Alltags Einerlei mit wechselnden Dienst- und Ruhestunden war's, sondern ein stetes Bereitsein, eine ruhelose Arbeit, die ohne Versägerung und ohne nennenswerte Unfälle Wunderbares erzielte.

### Ankunft von Feldpostsendungen.

„Wir freuen uns wie kleine Kinder, wenn die Feldpost uns nach langem Warten Nachrichten von zuhause, Grüße von den Lieben und fast immer einen kleinen Vorrat an Mauchbarem bringt“ — so berichtet manch einer voll Dankes für kleine Aufmerksamkeiten, für kleine Zeichen des treuen Gedenkens. „Gott sei Dank! Endlich wieder eine Nachricht von unserem Krieger“ — so heißt es zu Hause; hier wie dort dankt man der rührigen Feldpost.



Endlich  
Nachrichten

Ankunft von Feldpostsendungen im Feindesland.

aus der  
Heimat.



Zerschossene Münzen, die ihren Besitzern das Leben retteten.

# Muskrat's Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum  
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 41

Verlag von J. L. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.  
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

1914



General v. Francois, unter dessen Führung der zweite Russeneinfall in Ostpreußen abgewehrt wurde.

# Schlag. Der Kaplan von Selva. Aus dem Grauen Bunde. Erzählung von P. Maurus Carnot.

Nachdr.  
verb.

**D**a wandten sich die feurigwarmen Fieberhände um die Priesterhand, das Jammerbild starnte und — ward verlärt und Tränen brachen aus den Augen und die heißen, aufgesprungenen Lippen preßten sich auf die Priesterhand und dann legte sich die Stirne bebend auf die Hand und wie von einem franken Böglein beim Aufgely'n der lieben Sonne, so zwitscherte es: „O, ich kenn' Sie, Gott Lob und Dank!“

„Ja, Trineli, ich habe den Brief und den Horaz bekommen und wollte nachsehen, wie es Ihnen geht.“

„O, ich weiß nit einmal Ihren Namen nicht, aber Ihr Herz, das kenn' ich gut“ — sie ließ die Hand frei und die Ehrfurcht sprach aus ihren Augen, aus ihrem Munde, der sich Mühe gab, wie es im Gebetbuch steht, mit dem Priester zu reden. „Aber warum so weit herkommen! Nein, nein, o sagen Hochwürden, daß Sie nicht von wegen mir so weit — nein, das Glück lönnt“

„Trineli“ — es flang so, als redete ein lieber Bruder — „ich müßte doch einmal Balanz machen. Da dachte ich an Salzburg, an die Stadt, wo ich es schön hatte und wo der liebe Gott mit mir gut und barmherzig w. Und so ist's gekommen, daß ich auch Ihnen einen Besuch“

„O bitte, so sagen Sie mir: „Du, du Trineli — verbünnen tu' ich's freili nit mehr“ — und das jämmerliche Antlitz verbarg sich in den hagern Händen, Tropfen trüpelten durch die Finger, die einst so fest und rund waren, nun so dünn und knochig.

„Trineli, jetzt weine nicht so viel! Ich habe deinen Brief wohl verstanden. Und als ich in meinem Kirchlein vor dem Maria-hilf-Bild mit meiner Schwester betete, da war's mir, als sagte mir unsere Mutter im Himmel: „Geh und tröste mein Kind!“

„Bergelt's Gott! O wie ist mir leicht worden! Will gern und still und stat leide, bis der Tod kommt. Bergelt's Gott! Aber, Hochwürden, o bitte, sien Sie und schauen Sie hinüber zum Fensterli, ein bissli Himmel schaut doch herein. Und ich will's kurz machen. Gebeichtet, o, wie ich's gebeichtet und beweint hab! Aber ich hätt' nicht können ruhig sterben, ich hätt' Ihnen nach dem Tod müssen erscheinen in Ihrem Kirchli, ich hätt's Ihnen müssen sagen, wissen's, weil Sie eine so viel gute Schwester haben, gelten's, ich weiß noch alles vom Sankt Peterskeller — und weil ich gar nicht geblieben bin, wie — Ihre gute, reine Schwester Anna —“

Ein Schütteln ging durch die abgemergelten Glieder.

„Hochwürden, o der falsche Hauptmann, der immer mit dem guten Oberst in den Sankt Peterskeller kommen ist! Er hat g'wüßt, daß ich von niemand bin und kein Heim nit hab. Und hat mir geschmeichelt und alles versprochen, ja, ja, „Frau Hauptmann“ klinge doch seiner. O pfui! Und dann bin ich die Allerärmste worden und hab' mein' Unschuld erwidert! Der Ring liegt drunter in der Salzach. Oh, jetzt wissen Sie alles und mein Elend sehen Sie. Gott, o ich hoff', Gott hat's mir verziehen, büßt hab' ich, Hunger glitte, o ich hab's

wolle. Schlecht bliebe — nein, schlecht bliebe bin i nit. O glauben's mir, Hochwürden!“ Der Priester hatte nicht zum Fensterlein hinübergeschaut, sondern zu Boden; Tränen waren ihm aus den milden Augen gedrunnen.

„Trineli,“ kam es mild zu den Ohren der Schluchzenden, „hab Vertrauen und hab Geduld! Schau, verirrt hast du dich, der gute Hirte vom Himmel hat dich gesucht und trägt dich heim —“

„O, in den Himmel! Aber der arm Bub da draußen?“

„Für den sorg' ich, sieh, ich versprech's dir, Trineli, in deine Hand versprech' ich's dir.“

„Dann mag i gern zum Himmel schaue, o wie gut sind Sie mit dem fremde Waisenkind! In der Stadt sein auch gute Leute, ja, ja, man ist gut mit mir. Aber in de Berge, ja dort sein viel weichere Herze — o vergelt's Gott im Himmel drobe!“

Trineli sah nach der Hand des Priesters, um ihren Dank zu bezeugen; aber die Hand suchte etwas und legte ein Papierlein auf das weiße Linnen: „Das ist von meiner Schwester Anna für dich und sie grüßt dich und betet für dich. Und jetzt wollen wir erzählen, wie's sonst ergangen ist und wie's der liebe Gott gesügt hat und — gelt, Trineli, das Trüble wollen wir nicht mehr ausgraben und morgen, nein, übermorgen bring' ich dir, wenn die Stadtgeistlichkeit mir die Gunst gewährt, das Brot der Engel, damit du eine große Freude hast und ich auch.“

Diesmal konnte es der Priester nicht verhindern, daß der Dank eines gebrochenen, aber nicht zertretenen Herzens über zwei franke, durch Qual wieder reingewordene Lippen auf seine Hand sloß. Dann wurde erzählt und gefragt, geweint und gelacht im heiligen Frieden, den der Herr gibt, nicht die Welt. Endlich flang ein furchtbares Stimmlein vom Gang herein: „Muotterl!“ Es ermahnte den priesterlichen Gast, dem Waisenknaben und dem franken, armen Muotterl, nicht länger die Stunden des Beisammenseins zu rauben — ihm schien, es müsse bald, bald ein Abend kommen, wo das Büblein unisonst rufen wird: „Muotterl!“

Als aber der Kaplan von Selva an der Türschwelle stand und seine Hand auf die dünnen Härlein des Bübleins legte und so lieb, ja fast lieber als das „Muotterl“ selbst mit dem kleinen Sprach und dann fortging: da war es im Stüblein drinnen, als wäre das Christkindlein mit den Engeln eingefehlt und als sängten die Engel: Und Frieden auf Erden den Menschen, die guten Willens sind!

„Schau, Mazerl, 's Christkindli! Schau, drei Goldstückli auf'm Bett! Gel', mit dem kriegt ma Brot und Milch.“

„Sal wohl, Muotterl!“ lachte das Büblein und berührte mit den Fingerchen die ihm unbekannten runden Dingerchen.

„Bet aber au, Kind!“

„Gib uns heut unser täglich Brot,“ salete Mazerl die magern Händchen.

Schluchzend folgte die Mutter hinzu: „Und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern!“ — — —

Acht Tage darauf ging ein kleiner Leichenzug zum Friedhof hinaus. Als das letzte Jahr

Weihrauchbüßlein über'm Grab sich in die klare Lust aufgelöst hatte, stunden noch zwei Männer dort und beteten für Trineli, die arme Bergblume, die in der Stadt gefeuert worden war. Dann schritten die beiden langsam zum Mirabellpark und besprachen unterwegs, was mit dem Waisenbübbli geschehen sollte. So kamen sie zur Bank neben der Nymphe und ließen sich zur Ruhe nieder.

„Herr Oberst, acht Tage bin ich Ihr Guest gewesen, ich muß wieder heim.“

„Was! Nit da!“

„Ich muß, es zieht mich. Es ist mir überall, als selb' ich meine Schwester neben mir, als wolle sie mit mir reden und mir die Hand reichen.“

„Ach was! Das Anneli tröstet sich schon. Ich mein' halt, sie sollte einen rechtschaffenen Burschen heiraten.“

„Aber, Herr Oberst!“

„Und Sie, mein liebster Herr Kaplan, sollten hier bleiben. Na, na, das Kopfschütteln! Ich bin älter und bin erfahrener. Das Bergdörlein ist ein Grab für Sie.“

„Ist mein Leben bis zum Grab.“

„Und ich hab' gestern mit dem Herrn Erzbischof gesprochen, ja, gerad von Ihnen! Hören's, er will an eine hohe Stelle —“

„O, ich bin hoch genug! Sonst steig' ich auf den Kalmut hinauf.“

„Hochwürden, bitt, nit scherzen! Eine hohe Lebensstellung, sagen wir: eine Domherrenstelle, eine hohe Stelle als kaiserlicher Feldgeistlicher —“

„Herr Oberst, denken Sie doch an den Stein des Malefizbuben!“

„Still, still! Es ist mein heiliger Ernst!“

„O edler Freund, der mich — unglücklich machen will!“

„Glücklich!“

„Und untrenn! Nein! Mich bindet ein Gefüße an mein Kirchlein in Selva.“

„Der Erzbischof dispensierte —“

„Lieber Herr Oberst, haben Sie den Buben von Selva denn ganz vergessen? Damals hätt' ich mein Blut für die Heimat gegeben, ich habe vor den Bleifugeln nicht gezittert. Jetzt geb' ich meine paar Jährlein meinem Volk, den Seelen, den Kindern, den Weinenden, den Freunden, den Sterbenden, den Toten der Heimat.“

„Bwanzig Mannesjahre, dreißig —“

„Bierzig, wenn Gott will.“

„Salzburg und — Selva, denken Sie einmal!“

„Selva und — Salzburg, o das kann nur ich abschätzen.“

„Dann gehen's halt, Sie sind ein — Narr! Und — haben recht, o gehen's heim, ich bewundere Sie. Hier darf ich's nicht, ich möcht' Sie umarmen. O gehen Sie heim, es ist etwas Großes, so ein Kapitän im Bergdörlein!“ —

„Ja, heim zum Bergdörlein! —“

Am nächsten Tage schon trat der Kaplan von Selva die Heimreise an. Nur eine Hand hatte er warm in die seinige zu nehmen beim Abschied vom großen, schönen Salzburg, des Alten Hand. Das Brandische Haus war geschlossen, das hatte er mit eigenen Augen gesehen. Er hätte wohl erfahren können, was mit Eduard und mit

— Isabella wäre; aber er dachte: ein stilles Gebet ist mehr wert als Neugier.

Und so zog er westwärts, tagelang westwärts. Fast alles zu Fuß. Die rauhen Schuhe, die zarte Seele trugen ihn. Aufwärts!

Endlich — es war ein Septemberabend — kam er zum Waldbstrand auf der Grenze zwischen Disentis und Tavetsch. Froh wie ein Kind. Ja, da hatte er vor so und so vielen Jahren, als er zum erstenmal an das Plazidusfest nach Disentis durfte, stauend auf die langen, weißen Klostermauern hinausgeschaut, stauend in die große, weite, schöne Welt hinausgeschaut. Aber nun, nun schaute er so selig hineinwärts, hinein in sein geliebtes Heimattal. „Ach, wär' Anneli bei mir und könnte mich begleiten!“ das war sein weicher Wunsch, während er mit harten Bergschritten den Weg mähte.

Sedrun; im Pfarrhaus Licht. Nie vorüberzugehen, ohne den lieben alten Pfarrer zu begrüßen, war immer des Kaplans von Selva Sache gewesen. Und musste es an jenem Abend um so mehr sein, als ihm, dem Untömmeling, etliche Leute am Wege so sonderbar, scheu und fremd ausgewichen waren, gerade als hätte er nicht ein wohl erworbene Recht gehabt, einige Wöchlein draußen in der Welt — Balanz zu machen! Ach, Balanz, ja, wenn's nur eine gewesen wäre!

Es erwägnd, betrat der Kaplan schon die gemütliche Pfarrstube und grüßte heiter und laut. Sonderbar, daß die schwörige Nejcha solche Eile hatte, zur Tür hinaus zu humpeln! Sonderbar auch, daß der gute Pfarrer, sonst so nüchtern wie die hörnerne Tabaksdose, die er in seiner Linken drehte, so verlegen war und gar mit so forschenden Augen den Kaplan anschaute! Und kein freundlicher Willkomm, keine der kleinen Niedereien, die der alte Herr sonst so gut anzubringen wußte! Ja, simlose Fragen ohne Kopf und Fuß —

„In Zweifel, ich bin in Tavetsch überflüssig geworden oder man legt meine Reise schlecht aus — fuhr's dem Kaplan durch den Kopf, während er den staubigen Hut auf den Osen warf und der Pfarrer gar ans Fenster ging und zur Kirche hinunter schaute. Fremd geworden!

„Herr Pfarrer, was ist? Was geht Böses um?“ klang es gebieterisch, scharf, zornig.

Langsam lehnte sich der Pfarrer vom Fenster, streckte die Arme aus, ließ sie sinken, die Augen schwammen. „Lieber Kaplan — zu spät, zu spät.“

„Ist mein Selva abgebrannt?“ kam ein Schrei aus der breiten Brust.

„Nein, abgebrannt nicht, das nicht, aber — arm geworden, arm!“

„Gottlob, wenn die lumpigen paar Gulden aus dem Haus fort sind! Von unseren Leuten hat's niemand getan.“

„Nein, nein, ein — Fremder ist nach Selva gekommen. Wir Priester kennen ihn, sind ihm oft begegnet — dem im schwarzen Mantel.“

Der Pfarrer stützte die Ellbogen auf die

soßeung.

## Kanonendonner. Humoreske von Felix Nabor.

Das druck verdorben

### 2. Die Freunde.

Schon nach einer Viertelstunde wurde er gestört. Es klopfte kurz und scharf und ohne sein „Herein“ abzuwarten, stürmte Lieutenant v. Brassens ins Zimmer, der bei dem Feld-Artillerie-Regiment stand.

„Tag, Leo,“ rief er und ließ seine Gestalt

Osenplatte und weinte. Wie ein Steinbild stand der Kaplan da, nur die Brust, sie senkte sich tief, tief.

Was betete der Pfarrer, murmelnd, schluchzend?

„De profundis clamavi — carissime confrater, wir wollen knien und zusammen beten!“

Beide knieten. Das war ein De profundis! Jeder Vers wie von Schwestern gesagt.

„Requiescat in pace!“ wiederholte der Pfarrer, dreimal: „Requiescat in pace!“ Es klang als tiefe Trauer und — hohe Freude, wie wenn drunter der dunkle See rollt und hoch darüber ein weißes Schneehuhn flattert.

Dann führte der Pfarrer den Kaplan ans Fenster, ergriff seine Hand und sprach: „Wir sind Priester. Was Sankt Paulus sagt, das gilt uns mehr als dem Volk. Er sagt, wir sollen nicht sein wie diejenigen, die keine Hoffnung haben. Es gibt ein Wiedersehen!“

Die Rechte des Pfarrers schwante hoch. Die starke Brust des Kappans, sie senkte sich nicht mehr so tief, sie hob sich. Er weinte, er wußte nicht, warum er weinte; aber die nassen Augen batzen den Pfarrer: „O sag es, ich bin bereit, es zu hören — es zu tragen!“

Da legte sich die Rechte des Pfarrers auf die Schulter des lieben Mitbruders. Und feierlich, wie der Anfang eines Testaments, trostend wie ein Gruß aus dem Lande der Lebendigen drang es tief in die Seele hinein:

„In Gottes Namen, Amen! Das sind — ihre letzten Worte gewesen: Der liebste hochwürdige Bruder — soll treu bleiben und gut — Im Himmel sehen wir uns wieder.“

„So ist es das! Anna — tot!“

„Anna im Himmel! Sie hat ihn verdient durch Christi Blut und ihren Jungfräulanz.“

Der Kaplan war wie ein Kind auf die Knie gesunken, ergriff, küßte die Hand, die seiner Schwester den letzten Segen gegeben hatte — und die erste Scholle Erde auf den Sarg.

Milde kam's zum Knienden hernieder: „Johannes Joseph, komm, wir gehen zum Friedhof hinunter! Auf dem Weg erzähle ich dir, wie schön Anna hinübergegangen ist. Weißt du, eine solche Schwester ist dir nicht verloren.“

„Sie ist mir nah gewesen auf der ganzen Reise. Ich hab's nicht verdient, an ihrem Sterbett zu stehen —“

„Steh auf, Konfrater! So, nun geben wir! Sie hat es erbettet: daß sie auf Erdenn nicht vom Bruder muß Abschied nehmen. Selig, wer so im Herrn stirbt!“

Vor dem Pfarrhaus hatten sich Leute versammelt. Als die beiden Priester aus der Türe schritten, da wußt niemand mehr scheu und fremd zurück. Hände streckten sich dem jungen Priester entgegen, Augen weinten ihm entgegen. Worte klangen ihm entgegen,

einfache Worte, wie die Bergleute einfach sind, Lobsieder auf Eine, die wie ein lieber Engel durchs Tal gewandelt war. —

Auf dem Gottesacker drunten, im Schatten der Pfarrkirche, war ein Hügelchen über und über gesäumt mit den schönsten Bergblumen, mit den schönsten Zweiglein, die an den Fenstern blühten. Der greise Pfarrer hatte nichts mehr zu sprechen, der Kaplan das eine Wort: „Gute Schwester, auf Wiedersehen! Die Mutter droben wollte eines von uns beiden. Du hast es besser verdient. Hilf mir! Treu und gut will ich sein. Anneli, auf Wiedersehen!“

Drei Tage blieb der Kaplan im Pfarrdorf, wo auf dem Friedhof das Sterbliche seiner einzigen irdischen Liebschaft ruhte. Dann mußte, dann wollte er nach Selva, diesmal allein, spät am Samstagabend. Schwere Wolken hingen an den Bergen, Blitze irrten, aus Nalps und den anderen Talschluchten rollte der Donner, die Tannen am Wege beugten sich im Sturmwind.

Im Sturmwind flatterte des einsamen Wanderers schwarzer Mantel. Aber aufrecht, mit dem furchtlosen Bergschritt, den Hut und den Rosenkranz in der Hand, ging er einwärts, heimwärts, der treue Kaplan von Selva.

Am Sonntag hatte er eine kurze Predigt im Kirchlein. Die Tränen der guten Leute — Barbeli, die Lachlaube, weinte, daß ihre schwieligen Händchen naß wurden — drangen auf den Prediger ein wie Bergbäche im Südwind; der Vorsatz, die Stola mit keiner Träne zu benetzen, schmolz dahin. Es war, als predigte im Kirchlein die heimgegangene Schwester. Nur der Schluß der Predigt war vom Kaplan, fest wie er selbst.

„So lang der liebe Gott will, will auch ich euer Seelsorger bleiben, bis ihr mich hinaustrag auf unsern Pfarrfriedhof. Im Leben und Sterben will ich bei euch sein. Beten wir um ein Wiedersehen im Himmel! Amen!“

Kurz, wie ein Eidschwur kurz ist.

Ich aber wollte erfahren, wie der Bergkaplan seinen Eid gehalten hat. Hinauf zu seinem Kirchlein bin ich gevögert und habe an der Mauer eine Tafel gefunden, fast wie im Salzburgischen draußen ein Märterstöcklein ist. Und auf dem grauen Holze steht mit Wassersfarbe gemalt:

Kaplan Johann Joseph Deplaz  
gest. im J. 1859 am 29ten Oktober

Vierzig Jahre bin ich bei diesem Volke gewesen und habe gesagt: Verhärtet eure Herzen nicht! Gia guter und getreuer Knecht, geh ein in die Freuden deines Herrn.

R. J. B.

Vom Wandershut nahm ich zwei Blumen, eine Alpenrose, ein Edelweiß, und steckte sie beide an den großen Eisennagel, an dem die Tafel hängt. Die zwei Blumen galten dem Geschwistervaar, dem Kaplan von Selva und seiner Schwester.

Leo Hagen richtete sich langsam empor. „Aber warum denn?“ fragte er.

„Na, denk dir das Pech: Hauptmann Vorherr ist heute gestürzt und nun ist mir die Führung seiner Batterie übertragen. —

„Das müßte dir doch eigentlich eine wahre Wonne sein.“

in einen krachenden Sessel sinken, „ich bin rein am Rande —“

„Was ist denn los, Herbert?“

„Alle Hunde von ganz Europa sind gegen mich losgelassen und lässen mich an... Ich möcht am liebsten in ein Mäuseloch frie-chen —“

## Zur Eroberung von Antwerpen.

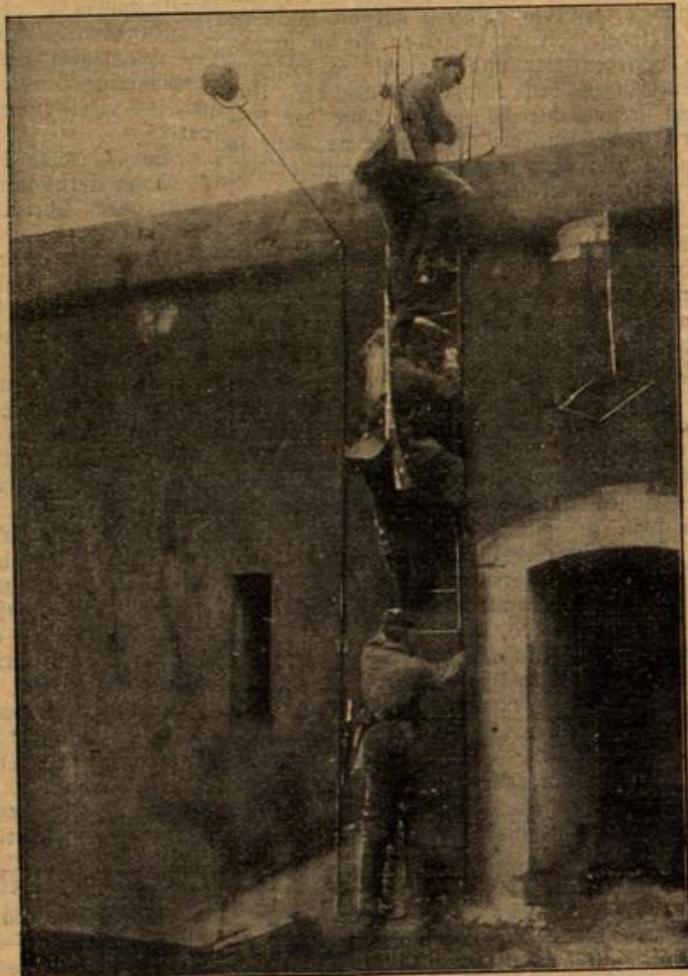


----- Zurückkehrende Einwohner werden von deutschen Posten angehalten und ausgesagt. -----

Zu vielen Tausenden hatten die Antwerpener unter dem Eindruck der Beschiebung ihre Heimatstadt verlassen und waren über die holländische Grenze geflüchtet, wo ihre Zahl so an schwoll, daß nur mit Mühe für ihre Unterkunft gesorgt werden konnte.



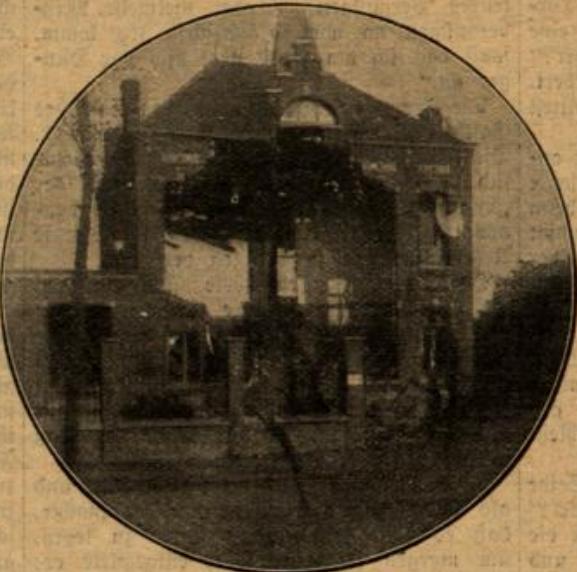
Zur Einnahme von Antwerpen:  
Deutsche Trainkolonne im Zentrum der Stadt  
(im Hintergrund die Kathedrale).



Zur Einnahme von Antwerpen:  
Eindringen in ein von den Belgien geräumtes Fort.



Marchese di San Giuliano †,  
ital. Minister des Auswärtigen.



Ein Granatschuß!  
Durchgeschossenes Haus in einer Ortschaft vor Antwerpen.



Holländische Truppen an der durch  
Stacheldüne gesperrten Grenze.

## Von der Eroberung Antwerpens.



----- Von der Eroberung Antwerpens: Vorgehende Infanterie. -----

„Wonne? ... Nee, mein Lieber, eine Tortur ist's! — Oder hast du vielleicht eine Ahnung, wie man eine Batterie führt?“

„Ich bin doch bei der Infanterie, Herbert. Wie eine Batterie geführt wird, das solltest du selbst am besten wissen.“

Brassen fuhr sich verzweifelt über sein angefahrtes Haupt. „Keine Ahnung!“ sagte er. „Hab mich, so oft's nur ging, beim Dienst gedrückt und gebummielt. Jetzt kommt die Nemesis und ich sitze in der Tinte. Aber feste, Leo! ... Der morgige Tag bricht mir's Genick, denn daß ich ein Dutzend strategische Fehler mache, darauf kannst du Giß nehmen. Dann werd' ich piano abgesägt und darf mir einen schönen neuen Zylinder hat kaufen. Na, in Gottes Namen — geh ich eben zur Diplomatik ... Papa schießt schon den nötigen Mammon.“

„Als Diplomat wirst du auch keine Seide spinnen, Herbert! ... Bummelst zu viel!“

„Kannst recht haben, Leo! ... Wer die andern spinnen ja auch keine Seide — und auf einen kommt's nicht an. Wenigstens bin ich dann unter Dach.“

„Das ist freilich auch ein Standpunkt,“ sagte Hagen mit gerunzelter Stirne.

„Ja, mein Lieber, es kann eben nicht ein jeder so von Gewissenhaftigkeit, Talent und Pflichtgefühl strozen wie du.“

„Hör auf! ... Ich glaube, es ist Zeit zum Abendbrot.“

„Gott sei Dank! ... Die Sehnsucht nach euren Fleischköpfen hat mich schlechterdings auch höher getrieben. Ich liege nämlich seit drei Tagen irgendwo da hinten herum, wo der liebe Gott die Welt mit Brettern vernagelt hat, im Quartier und bekomme da einen Frühstück, der himmelschreiend ist. Mein aristokratischer Magen empört sich gegen diese Plebejerspeisen, mein zarter Leib, der in Seide gehüllt ist, mußte letzte Nacht in einem Bauernbett auf einem — Strohhaufen schlafen. Ausgerechnet auf einem Strohhaufen! Es ist himmelschreiend! Meine glorreichen Ahnen — ich glaub, es sind 120 — werden sich bei dieser Nachricht sämtliche in ihren Gräbern umdrehen! Ich komme mir vor wie entwürdig und entweicht, wie kurz, es ist ein Frevel, ein Marthrium. Hoffentlich kann man in dieser Herberge ein anständiges Beefsteak mit Garnitur erhalten, damit ich mich wenigstens einigermaßen zur Kulturfähigkeit meiner Ahnen empor schwingen kann — und zu einem menschenwürdigen Dasein gelange! ...“

Leo Hagen hatte lächelnd zugehört; er kannte die Vorliebe seines Freundes für gastronomische Genüsse und konnte es wohl verstehen, daß er sich im Hinterland wie in der Hölle vorkam.

„Man speist hier ganz passabel,“ sagte er. „Komm, es ist Zeit! ...“

„Einen Augenblick, Leo! Nämlich lach doch nicht so dämlich, Menschenkind! Na, du mußt es mir doch ansehen, daß ich wieder mal abgebrannt bin.“

„Bieviel brauchst du, Herbert?“

„Na — gib mal 'n paar blaue Lappen her! Da —“ er kriselte ein paar Worte auf seine Karte — „ist gut für 300 Emm.“

„Brauchst diese Formalitäten zwischen Freunden —?“

„Es ist wegen Leben und Sterben! Ich kann ja morgen auch den Hals brechen — bildlich gesprochen, natürlich! Mein Papa berappkt, das weißt du ja. Werde ihm heute noch schreiben und um ein paar Mille bitten. Das Mandover ist ein unverschämter

teures Vergnügen — oder vielmehr Mißvergnügen, na, oder so ähnlich! Jetzt komm, sonst pack ich am Ende noch dich vor Hunger an.“

Die Freunde begaben sich in den Saal des Gasthauses, wo für die Offiziere gedeckt war. Die Unterhaltung war sehr lebhaft und drehte sich hauptsächlich um den Kampf der „Blauen“ und „Roten“ am morgigen Münzertage, der ganz besonders interessante Überraschungen zu bringen versprach.

Herbert v. Brassens hörte nicht viel auf die Unterhaltung, vertiefte sich vielmehr in die Verzehrung der Speisen mit einer Ausdauer, als ob er schon zehn Tage gehungert hätte.

Die Herren erhoben sich bald, um sich zur Ruhe zu begeben, da der kommende Tag sie frühe zum Dienst rief.

v. Brassens aber wußt nicht vom Fleck und als ihn Hagen darauf aufmerksam machte, daß es Zeit sei, sich zu Bett zu legen, um morgen frisch zu sein, entgegnete er:

„Ach, geh mir, du Philister und Moralprediger! Vor 12 Uhr leg ich mich prinzipiell nicht in die Klappe — und die Rüdesheimer ist so famos, daß ich mir unbedingt noch eine Flasche zu Gemüte führen muß. Komm, halt mit, Herzensbruder!“

„Um keinen Preis, Herbert! Wenn ich Wein trinke, habe ich morgen Kopfschmerzen, und das könnte mir den ganzen Tag verderben.“

„Na also — dann trink Wasser, du Lämmlchen, und leg dich in die Klappe. Ich harre aus.“

„Treib es nicht zu bunt, Herbert! ... Wenn du die Reveille verschläfst und mit deiner Batterie zu spät anrückst, kannst du dir eine schöne Suppe einbrocken.“

„Ach wo, du Angsthase! ... Mein „Pluto“ trägt mich in einer halben Stunde ins Quartier zurück und morgen früh bin ich als erster auf dem Damm. Faktisch.“

„Dann also auf Wiedersehen morgen im Gelände.“

„Gut Nacht, Leo! Bist sonst ein samoerischer Kerl — nur beim Wein stellst du deinen Mann nicht. Da bist du — verzeih mir den Ausdruck — Philister! ...“

„Gott sei Dank!“

„Na, ob das gerade ein Ruhm ist ... Also — morgen werden wir's den „Roten“ mal gründlich geben, daß sie ein Jahr lang an die Siebe denken werden.“

„Wer weiß! ...“

„Pah — ich spür's in meinem Handgelenk, wir hauen sie!“

„Um so besser. Aber jetzt — Schlaf und gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

### Die Schlacht.

Als am andern Morgen die Trompeter Reveille bliesen, war Leutnant Hagen der erste, der dem Sammelpunkt zueilte. Das Dorf wimmelte von Soldaten und auch einzelne „Schlachtenbummler“ fanden sich bereits ein, um nichts von den Abenteuern dieses „Krieges im Frieden“ zu versäumen.

Der Oberst versammelte seine Offiziere um sich, erteilte seine Befehle, traf seine Anordnungen.

„Meine Herren,“ sagte er zum Schlusse, „die Situation ist für uns ziemlich klar; ich nehme an, daß der „Feind“ dort im Nordosten aus dem Walde hervorbricht, um das Dorf im Sturm zu nehmen. Die erste Kompanie besetzt das Dorf jenseits des Flusses, die zweite verteidigt die abgebro-

chene Brücke und den Fluß, die dritte bildet eine Schützenlinie drüber auf dem nördlichen Berghang, wo die kleine Kapelle steht. Der Mann sucht Deckung, damit unsere Stellung nicht vorzeitig verraten wird. Unter keinen Umständen darf der Feind den Fluß überschreiten. Da die Hälfte des Dorfes drüber über'm Fluß und zudem erhöht liegt, ist unsere Position die denkbare günstigste und es müßte der Teufel mit im Spiele sein, wenn sie uns werfen. — Dort, zur Linken auf dem überbuschten Hügel hinter der Brücke, die wir uns immer abgebrochen vorstellen müssen, pflanzt die Artillerie ihre Batterie auf, die allerdings infolge des ungünstigen Terrains noch tief im Hinterlande steht, aber ich hoffe, daß sie rechtzeitig in ihre Stellung einrücken, um ein vernichtendes Feuer auf den im Tale anstürmenden Feind zu eröffnen. Von ihrem rechteitigen Eintritt hängt das meiste ab, sie entscheidet schließlich Sieg — oder Niederlage. Ich hoffe auf Sieg, meine Herren und bin überzeugt, daß jeder von Ihnen seine Schuldigkeit bis zum letzten tut. Guten Morgen, meine Herren!“

„Guten Morgen, Herr Oberst!“ klang es ihm entgegen und dann eilten die Offiziere zu ihren Mannschaften, die inzwischen schon von den Unteroffizieren in Reih und Glied, fertig zum Abmarsch, aufgestellt worden waren.

Laut Kommandorufe ertönten, die Gewehre rasselten taftmäßig beim Schultern, der Sand knirschte unter den Nägelstiefeln der Mannschaften bei der kommandierten Wendung, laut und schneidend klang das Marschkommando der Hauptleute — dann zogen die Kolonnen in festem Gleichschritt durchs Dorf, über die Brücke und den nördlichen und nordwestlichen Höhen zu ...

Im „Unterdorf“ waren die Straßen wie ausgestorben, drüber im „Oberdorf“ blieben Waffen und Helme auf, die aber rasch hinter den Häusern verschwanden ... Auch zwischen den Büschen und Bäumen der Höhen flirrte und schlitterte es von Stahl und Eisen; dann, als die Soldaten hinter dicker Deckung im Grase lagen, zuckte nur zuweilen blitzartig eine Degenspitze oder ein Knopf des Waffenrodes auf wie ein kleines irrsichternes Flämmchen, das nun jäh wieder erlosch.

Leo Hagen hatte von seinem Hauptmann den Auftrag erhalten, mit seinem Bataillon diese zu verteidigen — „bis auf den letzten Mann,“ für den Fall, daß die feindliche Artillerie gerade höher ihre Geschüre richten sollte, mußte er langsam zu jenem Hügel zurückweichen, auf dem die eigene Artillerie ihre Geschüre aufpflanzte.

Es war so ziemlich die schwierigste und gefährlichste Aufgabe, die Hagen zugewiesen worden war, aber er freute sich, daß ihn der Hauptmann aus diesem Posten kommandiert hatte und wollte schon sein möglichstes tun, um den Feind zurückzuwerfen ... Wenn nur Herbert v. Brassens keinen Bock schoß! ... Dieser Gedanke verursachte ihm einiges Unbehagen.

Im Tale herrschte noch tiefe Stille — die Stille vor dem Sturm! — dann tauchten im Osten, wo die Straße aus dem Walde trat, Helmspitzen auf, ein Fähnlein Kavallerie legte daher, dahinter dichte Kolonnen Infanterie.

Doch das Dorf vom Feinde frei sei, setzte die flinken Ulanen in Erstaunen, eine Dragoonanz slog zurück, und die Infanterie

rückte ins Unterdorf, bis gegen die Brücke vor...

Da schlug ihnen eine Salve entgegen und die Schlacht begann...

Die „Roten“ legten sich hinter jedem Hause, hinter jedem Baune fest und eröffneten ein ununterbrochenes Feuer gegen den Feind jenseits des Flusses, suchten eine Furt, um hinüberzugelangen; aber wo sie auch einen Versuch machten, wurden sie mit einem solchen Hagel von Kugeln überschüttet, daß sie im Ernstfalle bis auf den letzten Mann verloren gewesen wären.

Aber sie erhielten Verstärkung — immer neue Kompanien rückten in die Gefechtslinie ein, immer heftiger ward ihr Feuer von ihrer geschützten Stellung aus. Ihre Absicht war, den Fluss zu durchschreiten und die jenseitigen Höhen zu erstürmen.

Eine halbe, eine ganze Stunde dauerte der Kampf schon, ohne daß die „Roten“ irgend einen Vorteil errungen hätten. Aber nun änderte sich plötzlich die Situation: die Artillerie der „Roten“ kam aus dem östlichen Walde, aber die Geschüze folgten nicht nur in langen Zwischenräumen und es dauerte lange, bis die Kanonen auf dem ungünstigen Terrain abgefeuert werden konnten und bis der erste Schuß erdröhnte. —

Drüben bei den „Blauen“ weckte er ernsthafte Besorgnisse...

Leutnant Hagen ließ seinen Zug ausschwärmen und brummte: „Wenn sie da drüben sicher zießen, sind wir in einer halben Stunde in Grund und Boden geschossen.“

Eine Ordonnanz, vom Hauptmann ausge-

schickt, preschte heran: „Wo bleibt denn unsere Artillerie?...“

„Das weiß der Himmel und Leutnant von Brassens,“ erwiderte Hagen.

„Brassens — der Unglücksrabe!... Er macht uns am Ende die ganze Schlacht zuschanden...“

„Lange kann ich mich hier nicht mehr halten. Mit scharfen Patronen in den Gewehren hätte ich jetzt so ziemlich die Hälfte meiner Leute verloren. Ich bitte um Verstärkung!“

„Werde es melden! — Der Befehl an Sie lautet: ausharren um jeden Preis!“

„Zu Befehl!...“

Die Verstärkung traf ein, aber auch das Feuer des Feindes wurde heftiger.

„Wenn es so weitergeht, sind wir in einer halben Stunde über den Haufen geschossen und die Schlacht ist verloren. — Daß doch endlich die Artillerie käme! — Ach Brassens, was hast du wieder für ein Unheil angerichtet!!... Die Batterie sollte schon längst hier sein!“

Aber die Batterie rückte nicht an und immer drohender wurde die Lage.

„Noch eine Viertelstunde — und die Roten seien über!... Dieser unglückselige Brassens mit seiner Batterie — zum Henker mit dieser schwindsüchtigen Artillerie, die nie da ist, wenn man sie braucht!“

Johann Krebs, der langgestreckt auf dem Bauche lag und lustig drauflosknallte, hatte die Stoßaufzüge seines Leutnants vernommen und wagte nun ein Wort an seinen Vorgesetzten zu richten. Ein guter Gedanke flügte eben durch seinen Dickkopf.

„Herr Leidnand,“ sagte er halblaut, „von wegen der Ardöllrie, da wüßt' ich schon einen Rat!“

„Du?“ gab Hagen zurück. „Da bin ich wirklich begierig, denn ein strategisches Genie habe ich wahrhaftig nicht hinter dir gesucht.“ Krebs lachte verschmitzt und flüsterte dem Leutnant einige Worte zu...

„Alle Wetter!“ rief dieser. „Manchmal soll es vorkommen, daß eine blinde Sau eine Eichel findet! — Wenn dieser Streich gelänge...“

Johann nickte eifrig. „Herr Leidnand, das mach' ich, so wahr ich Hans heiße!“

„Dann mal los, Johann!... Nimm sechs Kerls mit dir! — Aber das sag' ich dir, wenn ihr euch vor dem Feind bilden laßt, werdet ihr massakriert! Immer Deckung suchen, mein Sohn, sonst wird die ganze Geschichte zu Ewig!“

„Zu B'fell, Herr Leidnand — ich mach keine dummen Streiche nicht, ich kenne doch das Terrä wie meine Hosentasche. — Wie die Maulwürfer schlüpfen wir durch Graben und Busch.“

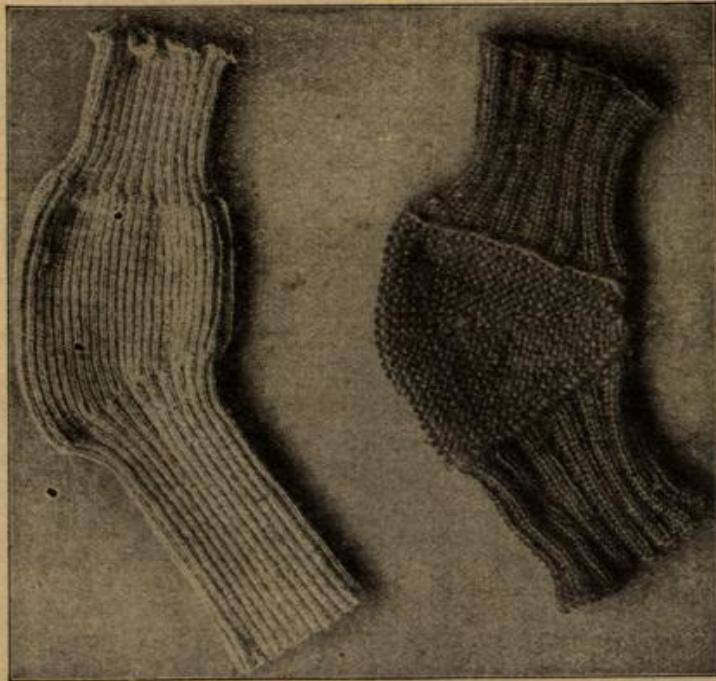
„Dann also mal los! — Wenn der Trid gelingt, ist dir der Knopf sicher. Am Ende reicht's gar zu den Treissen.“

„Ooooh, Herr Leidnand!“ — Johanns Gesicht glühte bei dieser verlockenden Verheißung einer von innen erleuchteten, in hellem Glanze strahlenden Glühbirne.

„Marisch — vorwärts!“ kommandierte der Leutnant — und Krebs und seine Genossen verschwanden hinter den nächsten Büschen.

Das feindliche Feuer dauerte inzwischen ununterbrochen fort.

(Schluß folgt.)



Zwei Kniewärmer.

**Zwei Kniewärmer.**  
Material: Weiche, starke, graugrüne Schwanenwolle — auch in mode und reingrau vortätig —, eine sehr wärmende, auch in der Nähe weich und geschmeidig bleibende Wollart. Auf stärksten Aluminium- oder Stahlnadeln strickt man 56 Maschen auf und strickt 20 mal herum 2 Maschen rechts, 2 Maschen links. — Für das Knie strickt man zuerst ein besonderes Kniestück, 7 Maschen Aufschla, immer glatt hin und her, in der 2., 4., 6. Reihe usw. immer in der Mitte eine Masche zugenommen, bis 26 Maschen auf der Nadel sind, dann etwa 16 Nadeln glatt, worauf wieder das Abnehmen beginnt, zurück bis zu 7 Maschen; Kniestück zusammenstricken: Rundma chen aufnehmen. Bei unserem Modell waren nun 56 Maschen da, die, 2 rechts, 2 links, 20 mal herum abgestrickt werden. Dann werden auf der andren Seite des Kniestücks die 56 Maschen aufgenommen und ebenso 30 mal rund herum gestrickt. Soll der Kniewärmer einem Kavalleristen dienen, wird die eine Seite meist länger gestrickt. — Kniewärmer für Kavallerie. Material: Heine graue Wolle, auch Hasen- oder Kamelhaarwolle. Aufschlaq 104 Maschen, auf 4 Nadeln 80 mal, 2 rechts, 2 links rundum gestrickt. Das Kniestück wird patent gestrickt, und zwar in einer Weite von 48 Nilen, welche Weite man nach und nach durch Zunehmen der Maschen der Fußlänge gewinnt. Dadurch bewirkt man auch die Kniebeuge, wie die Abbildung jeder erfahrenen Strickerin deutlich zeigt. Länge des Kniestücks in der Kniehöhle 10 Centimeter, auf der Knie scheibe 15 Centimeter.

### Humoristisches.

Ein Verräter. Gattin (von der Sommerreise heimkehrend): „Na, du mußt es ja recht hübsch getrieben haben! Der Papagei ruht jetzt nichts mehr als „prosit“ und „er“!“

Beim Kasseeflatsch. Mama: „Else, ich habe dir doch schon öfters gezeigt, du sollst nicht immer mitreden, sondern wa-

ten, bis wir zu sprechen aufhören — erst dann darf ein Kind reden!“ — Else: „Ja, Mama, das habe ich schon öfters versucht, aber dann komm ich nie dran.“

Brauntweinlogi. Einem ziemlich scharf angetrunkenen Manne entfiel auf der Straße sein Hut, und man hörte ihn nun folgende Rede an seinen Hut halten:

„Wenn ich dich aufhebe, so falle ich; wenn ich falle, so hebst du mich nicht auf; darum lasse ich dich im Stich!“ worauf er stolz weiterwankte.

Aufklärungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Bilderrätsel: Im Tod ist Leben.



Straße in Antwerpen mit Haufen von weggeworfenen Kleidungsstücken.

## Vom Kriegsschauplatz.



Lazarett-Flotte des Kgl. preuß. Wasserbauamts, die nach dem östlichen Kriegsschauplatz entstandt wurde.

# Illustriertes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum  
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 42

Verlag von J. & L. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.  
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Büch.

Jahrgang 1914



Rückkehr der geflüchteten Belgier nach Antwerpen.

## Bewissensfolter. Erzählung von Wilhelm Gries.

Nachdruck verboten.

**P**st, pst, Vater Quirin, einen Korn!" rief ein junger Pionier einem Marktender zu, der mit einem Korb auf der Schulter an der Reihe der in die Garnison eindringenden Soldaten vorüberging.

Der Alte hatte bald den Korb niedergestellt und den Wunsch des Pioniers erfüllt. Es war zwar verboten, den Soldaten Spiritosen zu verkaufen; aber — was ist beim Militär nicht alles verboten! Zigaretten und Wurst durfte er ja offen verkaufen, und die ganze Garnison freute sich, wenn Vater Quirin auf dem Exerzierplatz war. In den Pausen konnten sie bei ihm leicht eine Erfrischung haben.

Vater Quirin nahm den Korb auf die Schulter und humpelte nach Hause. Sein Weg führte von dem Plateau, auf dem sich der Exerzierplatz befand, durch einen tiefen Hohlweg hinab in das Tal der Mosel. Im Westen spann die Sonne ihr goldenes Abendrot und ihre letzten Strahlen vergoldeten nur noch die Gipfel der Berge. In dem Tale spielte die Dämmerung, als wollte sich die Sonne beeilen, recht fröhlich von all dem Kummer und dem Leide der Menschen wegzukommen.

Vater Quirin war müde. Kein Wunder! Mit seinen sechzig Jahren war er über drei Stunden auf dem Exerzierplatz hin und her gelaufen. Doch so tat er es nun schon lange Jahre. Sein Gesicht war wettergebräunt, seine Haltung gebürtig. In seinem ganzen Wesen lag eine tiefe Verschlossenheit, die sich bis zur Unruhe, ja bis zur Angst steigern konnte. Unten im Tale betrieb er eine Schankwirtschaft, die meistens von Soldaten besucht wurde. Tagsüber war da wenig zu tun; deshalb ging er dann auf den Exerzierplatz, um die Soldaten zu bewirten.

Müde setzte sich Vater Quirin an den Wegesrand. Er zog seine Börse, um den Erlös zu zählen. Befriedet steckte er das Geld in die Tasche.

Aber er stand noch nicht auf; er stützte den Kopf mit beiden Händen und brütete stumm vor sich hin. Wenn er sich dann und wann die Stirne rieb, entrang sich ein schwerer Seufzer seiner Brust. Ofters hörte man ein langgezogenes „Ja, ja!“ leise vor sich hinhauchen. Doch es nahmen Schritte. Vater Quirin setzte sich in Positur und begann, sich seine Briebe anzulinden. Es kamen Leute von der Feldarbeit. Sie gingen grüßend an ihm vorbei. Vater Quirin war ihnen keine ungewohnte Erscheinung; denn fast allabendlich konnte man ihn an irgendeiner Stelle des Hohlweges so tiefmürrig sitzen sehen. Mitteilsam war er nie gegen andere gewesen. Man hielt ihn für einen Sonderling und ließ ihn ruhig seine Wege gehen.

Die kleine Holzfeife brannte, und Vater Quirin erhob sich mit einem tiefen Seufzer. „Nun, wie Gott will,“ sagte er mit der Miene eines schwergeprüften Mannes, der eine wichtige Entscheidung zu erwarten hat. „Wie Gott will,“ wiederholte er im Gehn vor sich hin. „Ich hab's so lange getragen, ich will's mit ins Grab nehmen. Aber die Last — die Last!“

Es war schon dunkel, als er in seinem Hause ankam. Seine Frau war in der

Küche beschäftigt. Mit einem kurzen Gruße stellte er den Korb hin, nahm die übriggebliebenen Waren heraus und trug sie an ihren Platz. Ohne weiter mit seiner Frau zu sprechen, ging er in das Wirtszimmer, zündete die Lampe an und vertiefe sich in eine Zeitung.

„Weiß nicht, wie das die letzte Zeit wieder mit ihm ist!“ sagte die Frau für sich während ihrer Arbeit. „Kaum, daß er „Guten Abend“ sagt. Nachts schläft er nicht und morgens ist er so in Schweiß gebadet, daß er an jedem Morgen ein frisches Hemd anziehen muß. Dann schreit er immer zusammen, wenn ein Fremder ins Haus kommt. Ich war schon manches an ihm gewöhnt; aber in der letzten Zeit wird's doch zu arg. Er sieht ja ganz elend und gebrochen aus. Was mag er nur haben?“

Das Selbstgespräch wurde durch einen Postboten unterbrochen. Er trat ins Wirtszimmer und sagte: „Ein Telegramm aus Hamburg.“ „Ein Telegramm aus Hamburg?“ wiederholte Vater Quirin stotternd. Er war unfähig, aufzustehen und öffnete das Telegramm mit zitternden Händen. Seine Frau war dazu gekommen und las vor: „Glücklich in Hamburg angekommen, werde in einigen Tagen bei euch sein. Berta.“ „Was mag das nur sein?“ sagte die Frau, „daß Berta so plötzlich, ohne daß wir etwas davon wissen, aus Amerika zurückkehrt?“ „Das kann nichts Gutes bedeuten,“ meinte Quirin. „Ach, du denkst ja immer das Schlimmste,“ antwortete die Frau. „Wenn's was Schlimmes wäre, dann würde sie schon vorher geschrieben haben. Grade, weil sie nicht geschrieben hat, glaube ich, daß wir ihre Ankunft ruhig erwarten können.“ „Mögest du recht haben,“ sagte Quirin.

Da keine Gäste mehr kamen, gingen beide früher zur Ruhe. Die Frau lebte in dem Gedanken, daß sie recht bald ihre einzige Tochter Berta, die sie nun in drei Jahren nicht mehr gesehen hatte, gesund und heiter wiedersehen werde; das stimmte sie froh und sie gab sich der Hoffnung hin, daß sie auf den Vater, dessen Schwerpunkt von Tag zu Tag größer wurde, einen guten Einfluß ausüben werde. So senkte sich bald ein ruhiger Schlummer auf ihre Augen nieder.

Anderer war es mit Quirin. Mit offenen Augen lag er in dem dunklen Zimmer und stierte in die Nacht hinaus. Ein böser Geist hatte neben ihm Platz genommen, der heißt: Erinnerung. Grausige Bilder bewegten seinen Geist. Eine Nacht, dunkel wie jetzt, — aber stürmisch war es, stürmische Novembernacht, — jetzt ist der Sturm in seiner Brust, da — da hört er den Schlag, den er geführt hat, — er hört einen Schrei, — er sieht das Blut. Seitdem hat kein Mensch mehr etwas von ihm gesehen. Er war verschwunden. Tot? — In den Rhein gestürzt? — Kein Mensch kann es feststellen. Aber seine ruhige Nacht hat er seitdem. Gingen auch die Tage leidlich vorbei, brachte auch die Zeit, besonders in den jungen Jahren einige Erleichterung: Je älter er wurde, desto gräßlicher wurden die nächtlichen Bilder, desto wärmer sloß das Blut in seiner Phantasie, desto lauter schrie es ihm zu: „Mörder! Mörder!“

Quirin fühlte selbst, daß sein Zustand bedenklich wurde; er sagte sich oft genug: Ich werde wahnsinnig. Schon einmal war er nahe daran, sich selber bei der Staatsanwalt anzuzeigen, um aus der Bewußtseinsschädigung zu kommen. Heute nacht sah er den Entschluß, den Besuch seiner Tochter noch abzuwarten; dann wollte er seinen ganzen Zustand zunächst seinem Pfarrer offenbaren.

Wohl dem Menschen, den die Erinnerung als ein angenehmer Genius durch das Leben begleitet! Sie zaubert vor den Blick des alternden Menschen die Rosenlauben der Jugend, in denen er sich ergehen kann, wenn es im Kampfe des Lebens schwül wird, in denen die Blumen reinster Freude auch dann noch unverwelkt und duftend blühen, wenn der Eischauch des Schichals keine Blumen austrommen läßt. Doch wehe, wehe, wenn durch eigene Schuld der Blumengarten der Jugend zerstört, verwüstet, geschändet ist! Die Blumen verwandeln sich dann in weiterrankende Giftpflanzen, deren verpestender Hauch sich über das ganze Leben verbreitet, alles vergällt und jede Freude vernichtet.

So war es bei Vater Quirin. Nach der furchterlichen Nacht fand ihn seine Frau krank und elend. Seine Wangen waren eingefallen, seine Augen lagen so entsetzlich tief in den Höhlen, er zitterte, aber — er schwieg.

Den ganzen Vormittag saß er in dem Wirtszimmer und stierte lautlos vor sich hin. Wenn seine Frau in das Zimmer trat, um mit ihm zu reden, gab er verwirrte Antworten, ja er wurde aufgereggt und ging in den Garten, um sich ihrer Gegenwart zu entziehen.

Es wurde ihm zu lang, bis er wieder auf den Exerzierplatz gehen konnte. Früher als sonst hatte er seinen Korb gepackt und ging den Hohlweg hinaus.

So war er wenigstens der ihm lästigen Gegenwart seiner Frau ledig; aber der böse Geist begleitete ihn.

„Ja, ja! — So ein Weg war es auch, wo es geschehen war! An einem Nussbaum! — Da steht ja auch ein Nussbaum, aber ein höherer und dicker. Ja, ganz so wie der Ort, wo die finstere Tat geschehen war. — Ach, was war er müde! — Er konnte nicht weiter, — wollte sich setzen. Doch — ist kein Blut dort unter dem Grase verborgen, — kein Menschenblut?“

Ruß's nicht von allen Seiten: Mörder! Vater Quirin liegt unter dem Baume, unfähig aufzustehen. Könnte er doch weinen — heulen! Aber seine Augen sind dieses Bindungsmittels beraubt. — Er schließt die Augen. Sein Angesicht, seine Arme zucken. —

Wie soll er nun seiner Tochter entgegentreten, wenn sie zurückkehrt? — Wahrlich, er wird ihr nicht in die Augen sehen können!

Unheimlich schaut er nach dem Baume auf. Er mißt die Höhe der Aeste. Wie wäre es? — Ein Stoß — ein kurzer Kampf, dann ist alles aus. — „Halt,“ spricht es da in seinem Innern, „alles aus? — „Hahaha,“ schallte es da von seinen Lippen, als lachte der Wahnsinn. „Alles aus?“

Da erscheint vor ihm das Bild seiner längst verstorbenen Mutter. Ist's ihr Bild oder ist sie's wirklich? —

Unsagbarer Frieden umfließt ihr Angesicht. Das tut ihm so unendlich wohl. Mahnend, bittend erhebt sie ihre Geisterhand, sie segnet ihn, wie sie es oft getan hat, und spricht die Worte: „Du sollst nicht töten.“

Vater Quirin rafft alle seine Kräfte zusammen und steht mühsam auf. Dann greift er mit beiden Händen nach den Haaren und sagt: „Ha, wo war ich! Wie nahe, nahe dem schrecklichen Abgrunde, wo es keine Rettung gibt! — Nein, — so nicht, — so nicht! Ertragen will ich mein Geschick, solange Gott es will! — Wer nicht mehr auf diese Weise. Ich will bekennen, was ich getan, sobald ich kann, ich will's dem Priester bekennen, und dann will ich sühnen, mag denn kommen, was da will.“

Er wollte seinen Korb auf die Schulter nehmen, aber er war schwerer als sonst. Unmöglich war es ihm, auf den Exerzierplatz zu gehen. Mit langsamem, gebrochenen Schritten kam er zu Hause an.

Seine besorgte Frau half ihm ins Bett und schickte sofort nach einem Arzte. Dieser wußte nicht recht, was er aus der Krankheit machen sollte. Er verordnete vor allem Ruhe und gab ihm ein beruhendes Schlafmittel.

So lag denn Vater Quirin auf dem Krankenbett. Nach und nach wurde er etwas ruhiger; denn neben dem Krankenbett sah er einen wundertätigen Engel: seine längst verbliebene Mutter, die das Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit in ihm entfachte und ihm Mut zusprach, auszuhalten, zu bekennen und zu sühnen.

\* \* \*

Die folgenden Tage waren auch für Quirins Frau voller Betrübniß. Der Kranke wurde zwar im allgemeinen etwas ruhiger; am schlimmsten waren jedoch die Nächte. Er phantasierte viel. Einzelne Worte: Blut, Mörder, Gerechtigkeit, Söhne, Berta, Vergeltung usw. ergaben keinen Zusammenhang. Der Arzt erklärte die Krankheitsercheinung als einen Schwächeanfall, der sich nach ein paar Tagen von Ruhe von selber wieder heben würde. Die Frau versprach sich alles von der Ankunft Bertas.

Diese traf endlich ein. Wie ein Sonnenstrahl nach regnerischen Tagen uns die ganze Natur schöner erscheinen läßt, so vermag oft ein freudiges Ereignis uns zu beleben und umzustimmen. Die Mutter lebte neu auf, als sie ihr Kind, das sich in den drei Jahren herrlich entwidelt hatte, gesund und froh vor sich sah. Auch Quirins Besindien wurde durch Bertas Ankunft gut beeindruckt, besser, als er sich vorgestellt hatte. Er wollte nicht haben, daß sie an sein Bett kommen sollte, sondern er stand auf, um sie im Wohnzimmer zu begrüßen. So sahen sie denn dort zusammen. Berta merkte allerdings, daß ihr Vater in den drei Jahren sehr gealtert habe. Sein unschter, unheimlicher Blick fiel ihr auf. Sie erzählte von ihrer Reise, von Newyork, kurz, was hat jemand nicht alles zu erzählen, der aus Amerika zurückkehrt!

Berta fiel es auf, daß ihr Vater fortwährend den Ring an ihrem Finger betrachtete; keinen Blick schien er davon zu wenden, und wenn sich ihre Blide trafen,

dann war er so verlegen, so wortkarg und verwirrt, wenn sie ihm ansprach. —

So kam der Abend heran.

Nach dem Abendessen sagte Berta: „Nun will ich euch, meine lieben Eltern, den eigentlichen Zweck meiner Reise mitteilen; es wird euch hoffentlich viele Freude machen. Ich bin nämlich nicht allein über das Meer gefahren. Es ist einer mit mir gereist, und der wird in einigen Tagen bei uns eintreffen, um bei euch um meine Hand anzuhalten. Er ist geschäftlich noch nach Berlin und Breslau, wo er dringlich sein muß. Sein Vater hat ein großes Kaufmannsgeschäft und wenn seine Geschäfte erledigt sind, will er einige Wochen bei uns wohnen.“

„Wie heißt denn der Mann?“ fragte der Vater, der wieder unverzüglich auf Bertas Ring schaute.

„Alfred Bormann,“ erwiderte Berta.

„Bormann?“ wiederholte der Vater und die Mutter aufs höchste erstaunt.

„Ja, Alfred Bormann. Sein Vater ist auch ein Deutscher, ein Rheinländer. Er ist vor ungefähr fünfunddreißig Jahren als ein ganz armer Mensch nach Amerika gekommen, hat Glück gehabt und ist jetzt ein sehr tüchtiger Kaufmann.“

„Heißt er vielleicht mit dem Vornamen Johann?“ fragte die Mutter.

„Ja, Johann Bormann,“ sagte Berta. „Aber kennt ihr denn einen, der diesen Namen hat?“

„Ich habe vor langen Jahren einen Johann Bormann gekannt,“ sagte die Mutter. „Aber es ist kaum denkbar, daß es dieser ist. Den ich kannte, der war ein Trunkenbold, der nachher vollständig verschollen ist.“

„Johann Bormann, — Johann Bormann,“ wiederholte der Vater immer aufgeregter vor sich hin.

Dann trat er vor Berta und sagte: „Berta, was hast du da für einen Ring an dem Finger?“ Soll das der Verlobungsring von dem Alfred Bormann sein?“

„Eigentlich nicht der Verlobungsring, aber Alfred hat ihn mir geschenkt,“ sagte Berta.

„Siehe einmal den Ring aus und lasse mich ihn genau besiehen,“ sagte Quirin.

Er betrachtete ihn mit staunender Neugier. Dann reichte er ihm seiner Frau mit den Worten: „Hast du schon einmal einen solchen Ring gesehen?“

„Ja, gewiß vor vielen Jahren,“ antwortete diese.

„Ich weiß nicht, was ihr mit dem Ring wollt,“ sagte Berta. „Es ist ja nur ein geringer Ring. Alfred sagte, er habe ihn von seinem Vater bekommen, und er hat ihn mir geschenkt, weil er meinte, er sei mir um so wertvoller, weil er ihn schon so lange getragen hat.“

„Es ist gut,“ sagte Quirin. „Nun freue ich mich noch vielmehr, deinen Verlobten, den Alfred Bormann zu sehen und von seinem Vater zu hören.“

Ein Strahl zufriedgehaltener Hoffnung leuchtete aus seinem Auge, als er sich in sein Schlafzimmer zurückzog.

Berta fand es wunderbar, daß die Eltern so viel Wesens aus dem alten, wertlosen Ring machten; aber sie hatte nicht Zeit, lange darüber nachzudenken. Die Gedanken an ihren Bräutigam erfüllten bald ihre ganze Seele.

Quirin hatte im Schlafzimmer seine Frau erwartet.

Liegebeugt kniete er betend vor einem Kreuzigte.

Als sie eintrat, trat er ihr entgegen mit der Frage: „Kennt du den Ring wirklich, den Berta trägt?“

„Ja, ich weiß nicht,“ sagte sie, „ich meine, einen ähnlichen Ring hätte ich früher einmal selber gehabt. Wenn ich nicht irre, dann habe ich selber dem verkommenen Bormann diesen Ring geschenkt, als er noch ein solider Bursche war.“

„Wenn das wahr ist,“ sagte Quirin, „ich hoffe es —, dann hat all mein Leid ein Ende, dann werde ich wieder froh und munter, dann segne Gott den Eintritt des jungen Bormann in unser Haus!“

Die Frau verstand ihren Mann nicht und wollte mit Rücksicht auf seinen Zustand auch nicht weiter in ihm dringen. Sie freute sich, ihm so redselig und ausgeräumt zu finden, wie seit langer Zeit nicht mehr und hoffte auf die Zukunft.

\* \* \*

Das Fernbleiben Vaters Quirins vom Exerzierplatz wurde von den Soldaten allgemein bedauert, besonders als es bekannt wurde, daß er frank war. Doch mit seiner Krankheit hatte es eine gute Wendung genommen. Stundenlang plauderte er mit seiner Berta, und meistens war John Bormann der Gegenstand der Unterhaltung. Es kam Berta eigentlich vor, daß sich ihr Vater für die Person ihres zukünftigen Schwiegersohns über alle Maßen interessierte; allein sie wurde nicht müde, die geäußerten Fragen öfters und umständlich zu beantworten. Sie merkte es, wie das dem alten, gebrochenen Vater wohltat. Wenn sie sich auch scheute, den Vater über den Grund seines Interesses zu befragen, so kam es ihr doch höchst sonderbar vor.

Aber auch die Mutter fragte öfters, wenn sie mit Berta allein war, diese über John Bormann aus. Sie ließ sich nochmals den Ring zeigen, betrachtete ihn sehr lange und gab ihm ihr mit einer gewissen Wehmuth zurück.

Berta hatte nicht die nötige Ruhe und Zeit, über das alles, was ihr befremdlich vorkam, genauer nachzudenken. Wo weilen die Gedanken einer liebenden Braut? — Sie machte alles im Hause für die Ankunft ihres Bräutigams zurecht und konnte den Tag seiner Ankunft kaum erwarten.

Endlich war er da. Berta hatte am Abend ihren Geliebten am Bahnhofe abgeholt und führte ihn in das Haus ihrer Eltern. Diese hatten ihn auch mit Schmerzen erwartet. Als sie ihn beim Eintritte gesehen hatten, da war ihnen beim ersten Anblide eines klar: Dieser Alfred Bormann war der Sohn des Johann Bormann, den sie in ihrer Jugend gekannt hatten, der ein Trinker war, mit dem die Mutter längere Zeit, als er noch ein solider Bursche war, ein Verhältnis unterhalten hatte und dem sie den Ring geschenkt hatte, der nun an Bertas Hand war, desselben Johann Bormann, — den sie für verschollen hielten.

Vater Quirin stand wie angewurzelt da, als er mit sich darin einig war, daß Alfred wirklich der Sohn des Johann Bormann war. Er wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen, hätte ihn an sein Herz gedrückt und freudig ausgerufen: „Gottlob daß Ihr Vater lebt!“ — Jedoch er bewegte sich.

(Schluß folgt.)

## Von den Kriegsschauplätzen.



Deutsche Matrosen als freiwillige Gepäckträger der nach Antwerpen zurückkehrenden Flüchtlinge.

Links: Lager belgischer Flüchtlinge in Bergen op Zoom in Holland.

Erst zaghaft, dann freudig folgte die nach Holland geflüchtete Bevölkerung von Antwerpen dem Rufe zur Heimkehr. Überall sah sie hilfsbereite Hände deutscher Soldaten zu ihrem Empfange bereit.



In Antwerpen: Blick auf das Kurhaus von Ostdende, das jetzt als Kriegslazarett benutzt wird.  
Berittener deutscher Motorose als Polizist.



82 Jahre alter russischer Spion der bei Gillipovo gefangen wurde.



Nach der Schlacht: Kurzer Schlummer zwischen den Bahngleisen.

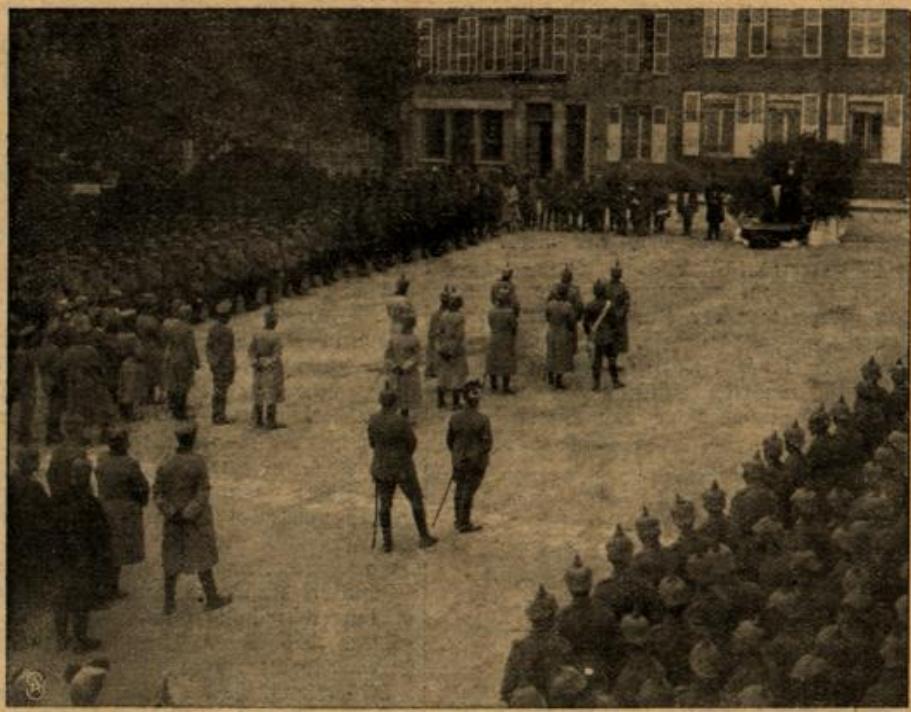
### Feldgottesdienst.

Manch einer der Tapferen, die nun schon seit Monaten im Felde stehen, schildert mit Begeisterung den schönen Sonntag, den er jüngst erlebt, da sich ganze Regimenter vereinigten zu einem erhebenden Feldgottesdienste, in dessen Frieden die von fernher dröhnden Kanonen-schüsse des nimmer ruhen-den Feindes erlangen. Die

Worte des Geistlichen finden offenkere Herzen als jemals in Friedenszeiten, lange noch klingen sie nach in denselben, erhebend und stärkend wirken sie auf die stets von Tod und Ver-derben Umgebenen ein.



..... Vor der deutschen Kommandantur in Antwerpen. .....



..... Feldgottesdienst in Stenay. .....



General B. Supelli,  
der neue italienische Kriegsminister.



..... Bayerische Feldpost in Chambly. .....

## Kanonendonner. Humoreske von Felix Nabor.

Nachdruck verboten.

Schluß.

Plötzlich ertönte von dem westlichen Hügel her, seitlich von der Kapelle, ein dröhrender Schuß und eine Rauchwolke blähte sich über den Büschen in der Luft... dann noch ein Schuß — — und noch einer... wahrhaftig sechs donnernde Schüsse — eine ganze Batterie!

„Hurra, die Artillerie ist angelkommen, die ganze Batterie gibt Feuer!“ schrie Leutnant Hagen.

„Hurra-Hoch die Artillerie!“ schrien es ihm die blauen Jungs nach.

„Hurra — jetzt schießen wir die Noten in Grund und Boden — und der Sieg ist unser! Hurra!“

Schuß auf Schuß dröhnte vom Kapellenhügel her, immer in regelmäßigen Abständen, immer lauter dröhrend und donnernd...

Der schnauzbärtige Feldwebel Straßl stieß einen knurrenden Laut aus, der wie das Brummen eines Bären klang. „Herr Leutnant,“ sagte er, „dieses Knallen da droben — — das ist nicht waschecht.“

„So — — warum denn?“

„Ich weiß doch, wie so ein Geschütz bösart, ich bin 'n alter Soldat und kenn' den Ton! ... Der Ton ist mir zu hoch, Herr Leutnant ... zu hoch ...“

„Ach, Straßl, schwören Sie doch kein Blech! Sie sehen mal wieder Gespenster und hören das Gras wachsen — Sie sind ein Pessimist, Knall ist Knall — und Ton ist Ton. Wenigstens beim Geschützdonner — —“

„Nee, nee, Herr Leutnant! Dieser Ton, der gefällt mir schon nicht.“

„Quatsch! — Die Hauptsache ist, daß geschossen wird. — Und geschossen wird tatsächlich. — — Ah — die Noten sezen nun doch über'n Fluß, das kann ja nett werden.“

Der Fluß füllte sich mit Soldaten, die feuchten und pustend den Fluß durchwateten, durchschwammen — und sich endlich am andern Ufer festsetzen ...

Die Blauen zogen sich langsam nach den Höhen zurück ...

„Scheinbarer Rückzug — — dann plötzlicher Vorstoß!“ lautete der Befehl. „Der Feind muß in den Fluß geworfen und durch unsere Artillerie vernichtet werden. Das Dorf wird im Sturm genommen ...“

Heftiger knatterte das Gewehrfeuer, die Schüsse vom Kapellenhügel erfolgten mit derselben Regelmäßigkeit.

Feldwebel Straßl schüttelte den Kopf. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ brummte er. „Da droben gibt's wohl Rauch — aber ich möchte doch 'mal die Mäuler der Kanonen sehen.“

„Da — da haben Sie's, Sie ungläubiger Thomas,“ rief Hagen. — „Die Batterie rückt zum äußersten Hügelrand vor, proßt ab — — hurra, jetzt fracht's lustig: Bum — bum — bum!“

Straßl nickte. „Jawohl, Herr Leutnant — das is freilich ein anderer Ton — das is der richtige Ton. Jetzt Gnäd Gott den Noten — die sind alle mauseläufig!“

„Bravo — die ganze Batterie ist in Aktion! Sehen Sie die sechs krüllenden, feuerspeienden Mäuler, Straßl?“

„Woll, woll — Herr Leutnant! Jetzt gib's 'nen lustigen Tanz! — — Herreh, das Signal zum Sturm. — Jungs, jetzt fahrt mal wie die blauen Teufel los und werft die Roten. Hurraaaaa!“

Hell und laut schmetterte das Signal zum Sturm durch den klaren Herbsttag.

Leutnant Hagen schwang den Degen: „Marisch-marisch! Hurraaa!“, „Hurraaaaa!“

Ehe eine halbe Stunde um war, war der Feind in den Fluß geworfen, zusammengeschossen, aus all seinen Stellungen verdrängt. Im Ernstfall wären ganze Bäche roten Blutes geslossen — so aber tropften die Roten nur von Wasser und wichen hängenden Kopfes zurück. — Die Schlacht war für sie verloren, das Dorf ganz in der Gewalt der Blauen ...

Da schmetterte die Fansare durchs Tal: „Das Ganze hält!“ —

„Gott sei gelobt,“ rief Hagen und steckte den Degen in die Scheide. „Der Sieg ist unser! — — Und da kommen auch unsere wackeren Kanoniere.“

Er nickte Krebs und seinen Kameraden, die eben zurückkamen und sich wieder in Reih und Glied stellten, wohlwollend zu und sagte leise zu Krebs: „Hast's brav gemacht, Johann!“

Johann blickte seinen Herrn so triumphierend an, als wollte er ihm zutun: „Wir beide — wir haben doch das meiste zum Siege beigetragen.“

Der Leutnant wiederum lächelte — und das bedeutete: „Der Knopf ist dir sicher!“

Krebs zappelte wie ein Kamppelmann und konnte es kaum erwarten, bis die Mannschaft ins Quartier einzrückte.

Und als sie über die nun wieder freigegebene Brücke zogen, da sang er dreimal so laut als jeder andere:

„Reserve hat Ruhe,  
Reserve hat Ruh! —  
Und wenn Reserve Ruhe hat,  
Dann hat Reserve Ru—u—uh!  
Wenn Reserve Ruhe hat,  
Dann hat Reserve Ruh!“ — —

### 4. Lieb Vaterland!

Beim Offiziers-Diner wurde die heutige „Schlacht“ eingehend besprochen und der Sieg mit mancher Flasche Rüdesheimer gefeiert.

Den dünnen Punkt in diesem Siegesglanz bildete der „Kanonendonner“, der im rechten Moment eingesetzt und die „Schlacht“ für die „Blauen“ gerettet hatte.

Allerdings war die Sache etwas rätselhaft. Denn die Artillerie der „Blauen“ war „halbtisch“ eine halbe Stunde zu spät auf dem Kampfplatz eingetroffen — — und trotzdem hatte es, ehe sie ankam, vom Kapellenhügel her ganz furchtlos geknallt.

Woher kam dieser frische Kanonendonner?

Noch schleierhafter wurde die Sache durch die Erzählung eines Offiziers. Derselbe berichtete, daß Oberleutnant v. Brassin beim Heimritt in letzter Nacht den rechten Beug versiekt und in einer Ortschaft gelandet sei, die von den „Roten“ besetzt war. Natürlich wurde er „kriegsgefangen“ genommen. Infolgedessen rückte seine führerlose Batterie zu spät aus und erschien auch zu spät auf dem Gefechtsplatz.

„Ja — der Brassin, der Unglücksrabe!“ sagte der Oberst. „Dass der 'nen dummen Streich macht, war ja egal vorauszusehen! Nun kann er sich endgültig Gehrock und Binden hängen lassen und mit gelben Glaces durchs diplomatische Leben pilgern, was ja schon immer seine Passion gewesen ist. Wie

aber, zum Henker, ist's mit dem Kanonen-donner, der gar keiner war und doch die Schlacht für uns gewonnen hat?“

Hagens Hauptmann erwiderte: „Herr Oberst gestatten — darüber könnte meines Erachtens am besten Leutnant Hagen Aufschluß geben.“

„Danke, Herr Hauptmann,“ sagte der Oberst und nickte Hagen wohlwollend zu. „Na also, Hagen — schießen Sie mal los!“ Hagen schoß steil in die Höhe und erwiederte:

„Zu Befehl, Herr Oberst! ... Aber wenn der Herr Oberst gütig gestatten, dann möchte ich die Sache erst unter vier Augen berichten. Sie scheint mir nämlich nicht für die breite Öffentlichkeit bestimmt zu sein — wenigstens nicht eher, als bis der Herr Oberst sein Urteil abgegeben haben.“

„Hallo — Staatsgeheimnisse!“ rief der Oberst. „Na — dann kommen Sie mal 'ran!“

Der Oberst trat, gefolgt von dem Leutnant, in das anstoßende Gemach und Hagen berichtete:

„Als die Lage so kritisch und für uns so gefährlich wurde — und als die Artillerie immer noch nicht kam, da hatte mein Vater Krebs einen geradezu genialen Einfall.“

„Herr Leutnant, wir sollten den Kanonendonner markieren,“ sagte er zu mir. Und als ich fragte, wie so das möglich wäre, antwortete er: „Oben auf dem Kapellenhügel werden bei allen Dorfseierlichkeiten die Böller abgeschossen. Sechs Stück sind da — in einem kleinen Häuschen hinterm Hügel aufbewahrt. Auch Pulver und Punten und alles was nötig ist, findet sich dort. Mein Vater und ich haben die Böller geschnitten und sie auch stets abgebrannt — und bis die Batterie anrückt, könnten wir ja immerhin lustig draufsböllern.“

„Und das haben Sie dann zugelassen, Herr Leutnant Hagen?“

„Allerdings, Herr Oberst! — Ich ahnte, daß mein Freund v. Brassin irgendwie Pech gehabt hatte und nun in der Tinte sitze — und da hoffte ich ihn auf diese Weise herauszureißen. Dann aber war es mir auch ein ganz besonderes Bläsier, dem Feinde einen kleinen Schabernack spielen zu können.“

„Frechdachs!“ rief der Oberst und fing an lachen an, daß ihm die Tränen über die Wangen rollerten. „Wenn ich diese Finte mit den Böllern meinem Freunde, dem Batteriechef Möllersdorf vom 1ten Feldartillerie-Regiment erzähle, wird er grün und gelb vor Angst. „Na famose Geschichte, Hagen! — Wie heißt denn gleich der jige Junge, der diese Idee fand? Sagten Sie nicht Molch oder Salamander oder so ähnlich?“

„Krebs, Herr Oberst!“

„Richtig, Krebs! ... Diesen Kerl müssen wir entsprechend belohnen.“

„Die Gefreitenknöpfe bedeuten für ihn die höchste aller Ehrenwürden, Herr Oberst,“ sagte Hagen und erzählte die Geschichte von der Brautparade.

„Schau, schau,“ lachte der Oberst, „es lebt doch noch Humor im deutschen Heere. Und wenn auch die ganze Geschichte im Grunde genommen gegen das Reglement verstößt, so freut sie mich doch, weil ich die jigen Jungen liebe, die zwar im ersten Anlauf ein wenig schwerblütig und tollpatschig

sind, aber Grüße im Kopf haben und wenn es Ernst wird, durch Wasser und Feuer gehen. Item: der Molch, pardon, der Krebs soll also die Knöpfe haben und die Braut dazu! Wenn das deutsche Heer lauter solche stramme Soldaten hat wie ihn, die trock ihrer Dickköpfigkeit das Herz auf dem rechten Fleck haben, dann steht es gut um uns! Dann können wir getrost sprechen: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“

„Der Krebs wird sich kindlich freuen über diese Auszeichnung, Herr Oberst!“

„Soll er auch, Hagen! — Ich selbst freue mich auch diebisch,“ rief der Oberst und fing wieder zu lachen an. „Der Spatz war gar zu tödlich. — Und was ich noch sagen will, lieber Hagen: es ist eine Adjutantensstelle frei! Ich liebe frische, gesunde Menschen um mich, die nicht nur tüchtige Soldaten, sondern auch ferndeutsche Männer sind. So wie Sie! Wenn Sie also einverstanden sind, so wird sofort nach unserer Rückkehr in die Garnison Ihre Ernennung erfolgen.“

„Ich danke dem Herrn Oberst gehorsamst für dieses Vertrauen,“ sagte Hagen mit glän-

zenden Augen und sah dem Vorgesetzten dankbar in die Augen.

Der nickte. „Also abgemacht, lieber Hagen! — Und jetzt wollen wir die Herren nicht länger im Unklaren lassen.“

Sich die Seiten vor Lachen haltend, trat der Oberst wieder in den Saal, setzte sich auf seinen Platz und erzählte mit seiner schallenden Kommandostimme dieses neueste Manöverabenteuer, die Geschichte vom „Kanonendonner“ und von der famosen „Brautparade“.

Schallendes Gelächter lohnte ihm den Witz und die Pointen, die er einzuflechten verstand. Zum Schlusse erhob er sein volles Glas und rief: „Meine Herren, ich lade Sie ein, mit mir das Glas zu leeren zu Ehren eines lieben Gastes, der sich unangemeldet hier eingefunden hat: zu Ehren des deutschen Humors! — Wenn der sige Junge dort droben auf der Kavellenhöhe auch nur geböllert hat, für den Feind war es doch — Kanonendonner! Der deutsche Humor Hurra! — Hurra! — Hurra!“

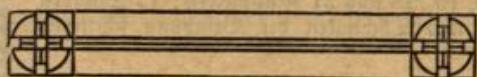
Am selben Abend seierte Johann Krebs, der zukünftige Schmiedemeister und Feuerwehr-Kommandant von Käntental, seine Verlobung mit der blonden Bärbel vom Kreuthof.

Voll Stolz erzählte er seine heutige Heldentat und wie er so rasch „avanziert“ sei, und daß er nicht nur sogleich die Gefreitenknöpfe erhalten, sondern bei der nächsten Reserveübung voraussichtlich auch die Unteroffiziers-Treppen.

Seine Braut blickte voll Bewunderung zu diesem lächeln Helden empor, dem sie vertrauensvoll in Anbetracht seiner glänzenden Zukunft freudig Hand und Herz schenkte.

Eilige Kameraden waren auch zu der Feier geladen und als die Begeisterung bei Schinken, Bier und Zigarren ihren Höhepunkt erreicht hatte, da reichte Hans seiner blonden Braut beide Hände, ließ seinen „Leidwand“ hochleben und dann sangen alle zusammen aus vollen Kehlen das alte, schöne Lied:

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein:  
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“



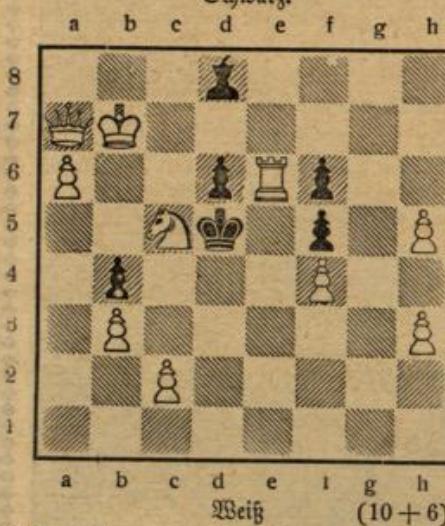
## Spiel und Scherz.



### Schachaufgabe.

Von J. Jespersen in Svendborg.

Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.

### Humoristisches.

**Ironie.** Der junge Mediziner hat eben sein letztes Examen bestanden und freut sich, daß er nun alle Plage und Arbeit hinter sich hat. „Es ist unheimlich,“ äußerte er sich zu einem älteren Kollegen, „was ich in der letzten Zeit alles arbeiten mußte.“

„Trösten Sie sich,“ meinte der andere lächelnd, „dafür werden Sie jetzt lange, lange nichts mehr zu tun haben!“

**Verdorborner Spatz.** Fremder: „Wie kommt es, daß Ihr Städtchen jetzt so ruhig ist? Früher haben doch die Studenten die ganze Nacht rumort!“ — Bürgermeister: „Wir haben die Nachtwächter abgeschafft und da macht ihnen das Värtmen keinen Spatz mehr.“

**Der musikalische Wächter.** Student Bummel (mit einigen Kollegen wegen nächtlichen Singens angestellt): „Weshalb soll ich denn zehn Mark bezahlen und die andern nur fünf?“ — Beuge (Nachtwächter)

einversend: „Weil Sie nebenbei noch falsch gesungen haben!“

**Ideale Ehe.** „Sie sind also jetzt wirklich verheiratet!“ — „Gewiß und außerst glücklich. Meine Frau geht von Mai bis Oktober auf Reisen und ich von Oktober bis Mai!“

**Gute Ausrede.** Sie: „Aber, Fritz! Du hast ja ganz vergessen, daß heute mein Geburtstag ist!“ — Er: „Ja, mein Spatz, das kommt aber daher, daß man's dir gar nicht ansieht, daß du wieder ein Jahr älter geworden bist.“

**Kasernehofblüte.** Unteroffizier: „Kerl, das Gewehr präsentieren Sie wie ein vegetarischer Kellner einen Hasenbraten!“

**Auf der Landstraße.** Strolch: „Können Sie mir nicht sagen, wieviel Uhr es ist?“ — Herr: „Nein! Ich habe nur diesen richtig gehenden Revolver bei mir!“

**Strenge.** A.: „Warum sind Sie denn aus Ihrem Vegetarianerverein ausgestoßen worden?“ — B.: „Weil ich mal bei irgend einer Gelegenheit den Ausdruck „mir ist alles Wurst“ gebraucht habe.“

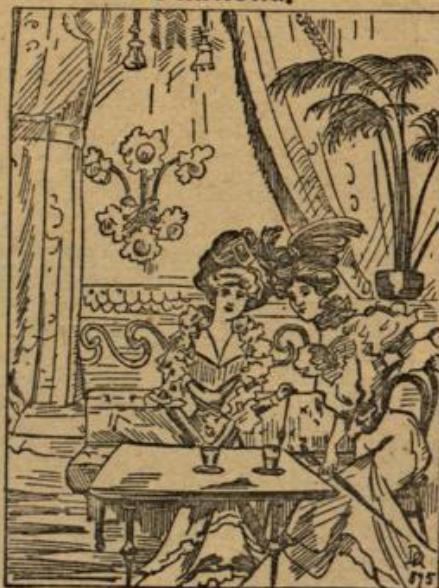
**Glückliche Ehe.** „So, Ihre Cousine hat sich verheiratet? Wie ist denn ihr Mann?“ — „Ein sehr netter Mann! Er spricht immer gerade so, wie — seiner Frau Schnabel gewachsen ist.“

**Walter Scott,** der berühmte schottische Schriftsteller, wurde einst von einem Bettler um einen halben Schilling gebeten. Da dem Dichter kleine Münze fehlte und der Bettler nicht aufhörte, ihm seine Not zu klagen, so gab er ihm endlich einen ganzen Schilling mit den Worten: Vergeßt aber nicht, daß Ihr mir jetzt einen halben Schilling schuldig seid.“

— „Gewiß nicht,“ erwiderte der Bettler, „und möge der liebe Gott Eure Ehren so lange gesund und am Leben erhalten, bis ich meine Schuld bei Ihnen abtrage.“

Ein junges Londoner Backfischchen, das bei ihrer auf dem Lande wohnenden Tante zum erstenmal auf Besuch war, sprach dem auf dem Frühstückstisch stehenden Honigtopf lebhaft zu. „Wirklich ausgezeichneter Honig,“ lobte sie sachverständig. „Ihr haltet wohl selbst eine Biene?“

### Dexierbild.



Wo bleibt denn der Papa so lange?

### Bilderrätsel.



b o R F G

(Auslösungen der Rätsel folgen in nächster Nummer.)



Feldmarschalleutnant  
Hermann Rusmanek von Burgneustädtten,  
der tapfere Verteidiger der Festung Przemysl.

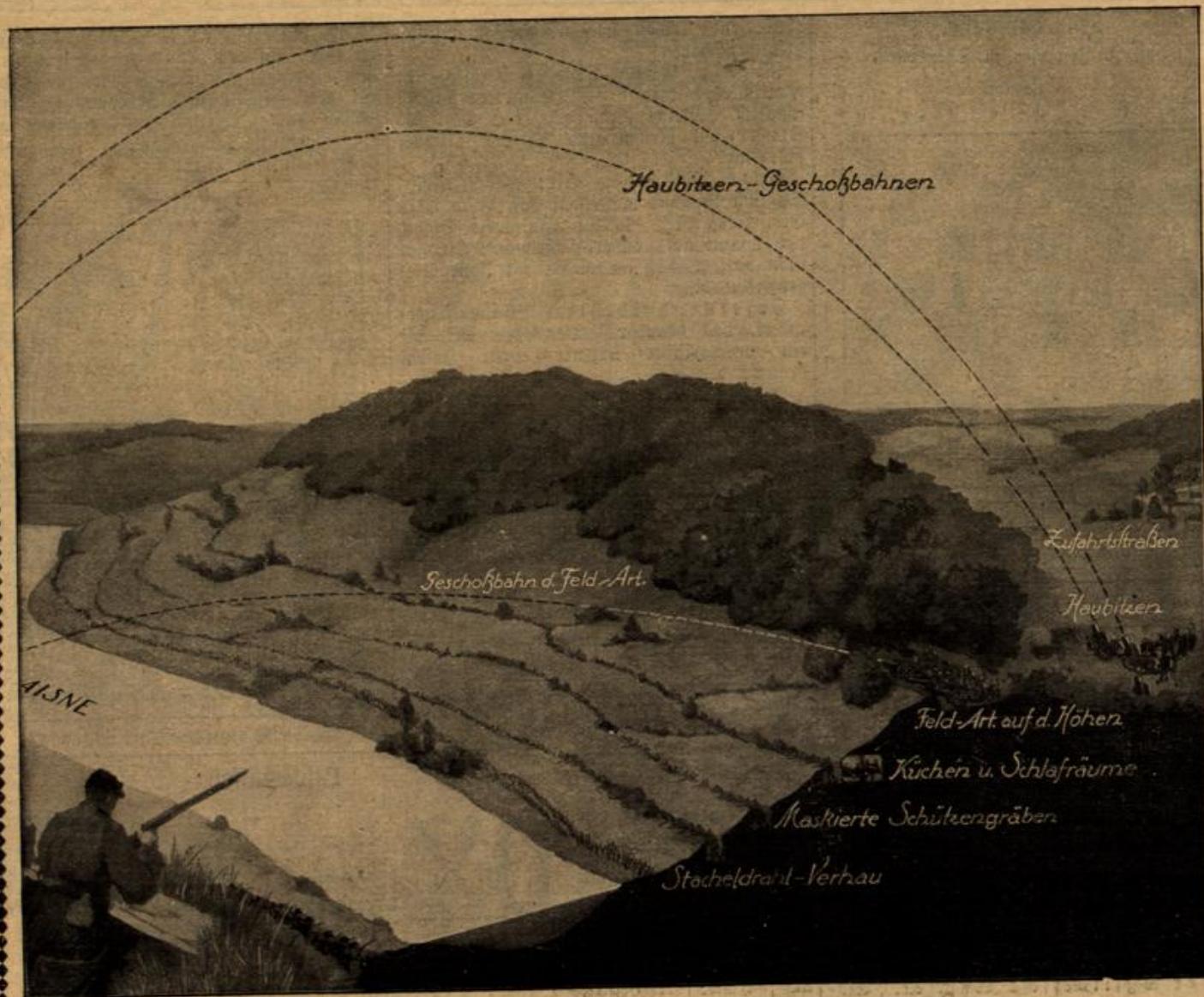


Radko Dimitriew,  
der frühere bulgarische Gesandte  
in Petersburg, leitete als russischer  
General den mißglückten Angriff  
gegen Przemysl.



Kapitänleutnant Frhr. v. Berdheim,  
der Kommandant des "U 26".

Seit Mitte September hatten die Russen versucht, sich der galizischen Festung zu bemächtigen; Anfang Oktober wollten sie dieselbe im Sturme nehmen. Es war eine furchtbare Beschließung aus Geschützen von Kalibern von 8, 10, 15, 18 und 21 Zentimetern; 72 Stunden dauerte der Angriff, der an der Ruhe und Tüchtigkeit der Besatzung scheiterte.



Die Riesen Schlacht an der Aisne: Schematische Darstellung der Feldstellungen, die die kämpfenden Heere bezogen haben.  
Der Querschnitt durch das Aisne-Tal zeigt die Schützengräben mit den Unterständen und die Aufstellung der Batterien.

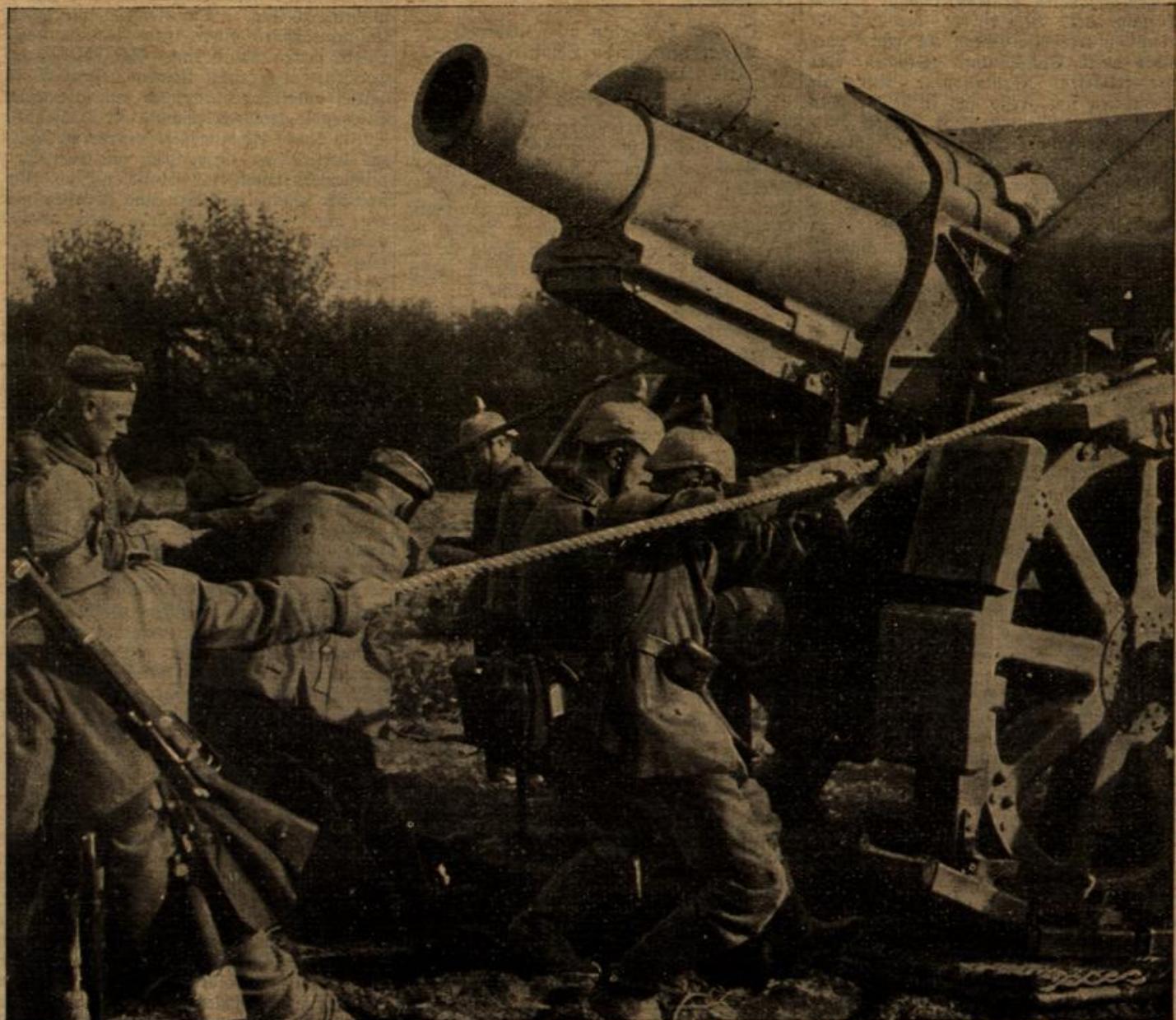
# Illustriertes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum  
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 43

Verlag von J. V. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.  
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



Bor der Belagerung: Aufstellung einer schweren Haubitze.

# Der Talisman. Von August Gräf, München.

Nachdr. verb.

Ein heißer, gewitterschwangerer Julitag des Jahres 1870. Fast die ganze Bevölkerung der alten Rheinstadt war heute ausgespogen. Alles, was nur hatte laufen können, war hinaus zum ruhgeschwärzten Vorstadtbahnhof geeilt, um dem Ausmarsch des in D. garnisonierenden Husarenregiments beiwohnen. Dicht gedrängt, Kopf an Kopf, stand die gewaltige Menschenmenge auf dem weiten Platz vor dem düsteren, unfreundlichen Gebäude und harrte der kommenden Dinge. Wie in einem aufgestörten Bienen Schwarm summte und wogte es erregt durcheinander. Kein Wunder! Boten doch die Ereignisse der letzten vergangenen Tage, die Hohenzollernlandstirte auf Spaniens Königsthron, das breiste Aufstreten des Franzosenkaisers Louis Napoleon, am allermeisten aber die zu Ems durch den französischen Gesandten Benedetti erfolgte Kriegserklärung des Beherrschers der „grande nation“ überreichlich Stoff zu mehr oder minder durch Sachkenntnis getrübten, oder besser gesäuberten Disputationen. Allenthalben bildeten sich grohe und kleine Gruppen in dem wirren Menschenhaos, um die Beiteileigkeiten heftig gestikulierend und laut auf einander einschreiend zu erörtern. Die unglaublichesten Gerüchte entstanden und schwirrten durch die Menge, von den meisten gewissenhaft angehört und — geglaubt. Hier versicherte ein wohlbeleibter Rentner und bekannter Vierbankstrategie, daß Paris in die Lust gesprengt sei, dort räunte eine biedere Gemüsefrau mit der treuherrigsten Miene einer Nachbarin leise zu, die französischen Soldaten nährten sich von Pomade und ähnlichem Beng, da stritten sich zwei weißbartige Greise, die anno 13 bei der großen Franzosenhas mit dabei gewesen, ob Badinguet, der Bossenreicher, — welchen Rosenamen man dem dritten Napoleon zugelegt — auch so schnell zu verloren sei, wie sein großer Onkel, dem man anno 13 so gründlich deutsche Hiebe zu kosten gegeben hatte; wiederum an anderer Stelle wußte man von einem halben Dutzend Siege zu reden und so fort. Dazwischen dröhnten die krautfollen Weisen ferniger Vaterlandslieder.

Von den erwarteten Truppen war weder etwas zu sehen noch zu hören. Indessen sich bei einem Teil der wartenden Menge, bei denen die aus Neugierde und Schaulust gekommen waren, die Erregung immer mehr steigerte und das Summen und Schwirren von Augenblick zu Augenblick anschwellt, standen andere wieder ernst und still abseits, vor allem diejenigen, die herbei gesezt waren, um Angehörigen unter den ausziehenden Soldaten noch einen letzten Abschiedsgruß und Händedruck zu bieten oder noch eine kleine Liebesgabe ins Feld mitzugeben.

Aus der Ferne klang schmetternde Musik. Wie mit einem Schlag verstummte da aller Lärm.

„Sie kommen, sie kommen,“ hallte es nun von Mund zu Mund. Dann herrschte lautlose Stille auf dem ausgedehnten Platz. Alle streckten die Köpfe vor und reckten die Fußspitzen, um besser schauen zu können. Erwartungsvoll hingen alle Blicke an der

schattigen Pappeallee, die zu dem Platz führte und auf der die Söhne und Brüder herankommen mußten. Immer näher rauschte die Musik, darein dröhnte der dumpfe Schritt zahlreicher Pferde, überbraust von dem schallenden Gesang aus Hunderten von Soldatenstimmen.

Durch das Grün der Bäume leuchteten die bunten Uniformen und nun hogen schon die ersten aus der Allee in den Platz ein. Voran der Kommandeur des Regiments, eine wichtige, kräftige Soldatengestalt, mit dem Regimentssab, dann folgte die Musik, die soeben ein neues Lied intonierte, und hierauf die langen Reihen kampfsbegeisteter Soldaten, deren Gesang wie laute Meeresbrandung über den Platz brauste. Wie eine Beruhigung lang der lauschenden, tausendköpfigen Zuschauermenge doch das starke Männerlied:

Ob uns Verderben auch umdroht,  
Wir tragen dir, du Schnitter Tod —  
Mein Land, du bist in guter Hüt.  
Wir schirmen dich mit unserm Blut.

Es war ein erhabender Anblick. Vom Himmel strahlte in jengender Sommerglut die Sonne und brach sich in den funkelnden Knöpfen und Tressen der farbenprächtigen Uniformen. Und wie kampffroh und mutig schlugen die Herzen der tapferen Reiter, die da mit Klingendem Spiel und Sang in den Kampf gegen den welschen Erbfeind zogen. Mein Land, du bist in guter Hüt . . .

Die Menge war, wie die ersten Reiter in Sicht kamen, in jubelnde Hurrahrufe ausgebrochen. Die Arme fuhren schnell in die Höhe und viertausendsacher Zuruf und Hutschwanken grüßte die darüber stolz erfreuten Vaterlandsverteidiger. Die Menge fiel mit von Begeisterung geschwellten Stimmen in den Soldatengesang ein, dessen Ausklang einem einzigen Schwur gleich gen Himmel scholl:

Wir stehen stark in Wass' und Wehr,  
Für Vaterlandes Ruhm und Eh.  
In alter deutscher Treue . . .

Der Regimentskommandeur gab das Zeichen zum Halten. Die Musik und der Gesang schwiegen. Die Husaren sahen ab und jeder spähte nach einem Bekannten oder Verwandten aus, um noch einige Abschiedsworte zu wechseln. Die Offiziere liehen gewähren. Im Krieg werden da oft ein oder gar zwei Augen zugeschränkt. Während der Kommandeur mit den Eisenbahnamtlichen seine Verabschiedungen traf, mischte sich die Menge zwischen die Soldaten. Gab das ein Grüßen und Küschen, ein Händeschütteln und Herzen! In vieler Augen standen Tränen. Aller Abschied ist ja schwer . . .

Aus den vordersten Reihen der Soldaten löste sich die Gestalt eines jungen Offiziers los. Er mochte nicht viel über zwanzig Jahre zählen. Schlank und hoch wie eine Gerte stand er da, die bunte, reichbeschürzte Altilia schmiegte sich seinem ebenmäßigen Körper wie angegossen an und die Bietenmütze saß ihm fest auf dem Haupt. Vent-

nant Klaus Herwig schien jemand zu suchen. Scharf spähdig glitten seine Blicke aus den glänzenden Blonaugen über die umherstehende Menge und ungeduldig spielte seine Linke mit dem Griff seines Degens. Plötzlich erhellt ein Freudenschimmer seine ernsten Züge und ein frohes, sonniges Lächeln huschte über sein Antlitz. Sein Pferd der Obhut eines Soldaten anvertraut, eilte er davon — auf ein junges Mädchen zu, das ihm aus dem Menschenstrom entgegenwinkte. Ihre Hände fanden sich zu einem stummen Gruß. Die lachende Glut, die aber aus beiden Augen leuchtete, lehrte jedoch beser wie tönende Worte, wie's um die Herzen dieser zwei jungen Menschenfinden stand. Wilhelmine Sanden war die Braut Klaus Herwigs. Wohl jedermann hätte ihre durchaus harmonisch wirkende Schönheit zugeben müssen. Sie war ein Urbild des germanischen Weibes. Die scharf ausgeprägten, flüssig schönen Züge ihres zeingerundeten Ovals wären dabei eines Seraphs würdig gewesen. Über dem kleinen rosigen Mund verließ unter der blendenden, marmorweißen Stirne die leicht gefrämmte Nase, die dem Antlitz etwas Achtungsgebietendes und Stolzes verlieh, was aber doch mit dem Reiz reinster Weiblichkeit in Einklang stand. Unstreitbar am vollendetsten und schönsten waren aber ihre von dunkelblonden, seiden-glänzenden Wimpern und Brauen umschatteten Augen. Wie aus einem Savhni sprühte aus ihren Azurtiesen eine reine juvige Lohe. Das weiche, lichtblonde Haar umrahmte in gewelltem Ringelgelock das Gesicht. Das schlichte knappe Straßenkleid paßte sich vortrefflich den wohlproportionierten Linien der jungen Mädchengestalt an, und vereinte sich mit dem ganzen zum geschlossenen Bild einer seltenen Schönheit.

„So habe ich mich doch nicht getäuscht liebste Wilhelmine, wenn ich dich hier zu einem zweiten Abschied erwartete,“ sprach Klaus Herwig und koste mit leuchtenden Blicken ihre Wangen. „Du Gute, hast den weiten langen Weg von zu Hause bis hierher nicht gescheut, damit du mir noch ein Grüblein als Weggeleit mitgeben kannst.“

„Dir zuliebe ist mir keine Mühe zu groß und kein Weg zu weit,“ unterbrach ihn seine Braut und schaute ihn mit einem liebevollen Ausschlag ihrer blauen Augen an. „Du ziehest hinaus in den Krieg, wo dich soviel Gefahren umdrohen. Ich mag gar nicht daran denken, daß auch vielleicht du als Olyer fallen und nimmer heimkehren könnest. Und weißt du, gestern, da wir so schweren Abschied von einander genommen haben, hat mich darnach ein unerträglich banges Gefühl beschlichen, daß ich meinte, ich müßt vor Angst umkommen. Mir war's, als gingst du einer großen Gefahr entgegen. Ich fand keine Ruhe mehr, und in der Nacht quälten mich grausige Träume. Immer wußte ich in meinem Innern eine Stimme zu vernehmen, die mir zurief, ich solle dich noch einmal aussuchen und dir zum Abschied die Hand reichen. So bin ich mir hierher gekommen. Du bist mir doch darüber nicht böse?“

„Du Närchen, mein liebes großes Kind, wie kann ich dir böse sein.“ entgegnete Klaus. „Bin ich doch selber froh, dich noch einmal zu sehen. Im übrigen hatte ich schon so eine unbestimmte Ahnung, als ob ich dich hier treffen würde. Aber weswegen willst du dich ängstigen? Sieh, Herzliebste, vertraue auf den alten Herrgott über uns, der wird's schon recht lenken. Wir alle stehen in seiner Hand. Und sollt' ich nimmer wiederkehren, so bedenke, daß es Gottes Willung ist und läßt dir dies zum Trost gereichen. Dann sehen wir uns halt erst im Jenseits wieder. Doch warum sollen wir ans Sterben denken? Die meisten Leugeln treffen nicht und die Franzmänner sind als schlechte Schützen bekannt. Und wenn ich wiederkomm', feiern wir beide übers Jahr Hochzeit. Gelt, Herzblättchen?“ In freudiger Liebeswallung schloß er Wilhelmine in seine Arme und preßte, ungeachtet der Umstehenden, einige heiße Küsse auf ihre Lippen.

Bon Purpurlut überhaucht, barg das Mädchen scheu ihr Antlitz in seinen Armen. In ihren Augen schimmerten zwei Tränenperlen. „Ich hab' dich so lieb.“ hauchte sie und schmiegte sich an seine Brust.

„Beruhige dich, teures Lieb.“ tröstete sie Klaus. „Der Krieg wird nicht lang währen und dann brauchen wir uns nimmer zu trennen. Läßt uns beiden diesen letzten Abschied nicht gar so schwer werden.“ Bärtlich strich er ihr goldiges Haar. Seinen Trostworten gelang es, ihr wenigstens für den Augenblick den herben Trennungsschmerz zu verschwinden.

„O, Klaus, ich ängstige mich so sehr um dich.“ sagte sie mit einem unsagbar traurigen Blick, aus dem der tiefste Schmerz einer feinbesaiteten Frauenseele sprach. „Ich fürchte — —“

„Schau, was ich dir mitgebracht habe.“ unterbrach sie sich plötzlich und holte aus einem Taschchen ein winziges Schächtelchen hervor. „Einen Talisman“, fuhr sie fort, „einen Talismann, der dich schützen soll.“

„Einen Talisman?“ fragte der junge Offizier erwartungsvoll. Sie nickte und öffnete behutsam die Schachtel. Ein hellfunkelndes, goldenes Medaillon mit einem silbernen Ketten lag darin. Wilhelmine Sanden nahm das Medaillon heraus und öffnete es. Ihr Bild war darin eingejaht. „Ist's recht so?“ wandte sie sich an Klaus, der ihr schnell das Geschenk aus den kleinen Händen nahm.

„Du treues Lieb, wie soll ich dir's danken.“ antwortete er. „Ja, deine Gabe soll mir ein Talisman sein, er soll mich dir wohlbehütet zurückbringen. Das Geschenk eines Engels bringt Segen, und du, du bist ein Engel.“ Auch sein Blick war jetzt von mattem Tränenschimmer getrübt. Sein junges Soldatenherz, das unverzagt dem Kampf entgegen geschlagen, das so manches Leid im Leben schon gefügt und dabei fest und stark geblieben war, — es wurde jetzt weich wie das eines Kindes, ob der hin gebenden Liebe dieses Mädchens. Und solche Tränen sind auch eines Mannes nicht unwürdig . . .

„Wilhelmine, du bist —“ ein kurzes Trompetensignal schnitt Klaus das Wort ab. Es war das Zeichen zum Sammeln; die Soldaten mußten wieder in Reih und Glied treten.

Wilhelmine Sanden und Klaus Herwig erbebten leise bei diesem Ton. Nun mußte geschieden sein, ob auch das Herz pochte vor wildem, peinigendem Schmerz. Ein

flüchtiger Kuß streifte noch Wilhelmines Lippen.

„Leb' wohl, mein Lieb.“ rief Klaus hastig und unterdrücktes Schluchzen klang aus seiner Stimme. Weinend reichte ihm seine Braut die Hand. „Ade Klaus, Gott schütze dich . . . und bewahre den — — Talisman.“

Noch einmal einten sich ihre Hände zum Abschied, dann eilte der junge Offizier zu seinen Soldaten, die bereits wieder aufgesessen waren. Das Medaillon, das ihm seine Braut gegeben — seinen Talisman — hielt er fest in der Hand . . .

\* \* \*

Sieg auf Sieg hatte sich an die Fahnen der vereinigten deutschen Stämme gehetzt. Auf allen Plätzen des ausgedehnten Kriegstheaters war das deutsche Schwert siegreich geblieben. Napoleons Kaiserthron war gefallen, aber auch unter dem Stern der Republik vermochten die französischen Heere keine Erfolge zu erringen; es erging ihnen nicht besser wie denen des Kaiserreichs. So war allmählich der Herbst gekommen und nun stand der Winter vor der Türe. Freilich war der französische Widerstand noch nicht vollständig gebrochen. Besonders die französische Nordarmee unter dem General Faidherbe zeigte noch rege Kampfeslust. Daß ihre Kraft ziemlich unverbraucht war, befundeten die zahlreichen Vorstöße, die Faidherbe von seinem Hauptstützpunkt Lille aus gegen die ihm umflammernden deutschen Armeen unter Göben und Manteuffel unternahm. Und wenn Faidherbes Operationen ohne Erfolg blieben wie zuvor seine Kämpfe gegen die wilden Berber und Kabylen, so wußte sich dieser französische General wenigstens doch immer mit gutem Glück einer Einschließung zu entziehen, wenn sich auch der Ring der Deutschen stets enger um ihn schloß. —

Klaus Herwig war aus allen bisherigen Kämpfen mit heiler Haut davon gekommen, obgleich er sich mit äußerster Tapferkeit geschlagen und schon manch waderen Husarenstreich vollbracht hatte. Dafür war er zum Premier-Leutnant befördert und mit dem eisernen Kreuz bedacht worden.

Es war in den letzten Novembertagen. General von Manteuffel hatte wieder einmal den Franzosen unter Faidherbe tüchtige Schläge zuteil werden lassen und Amiens besetzt. Jetzt rastete das deutsche Heer nach den Anstrengungen der letzten Tage in und um Amiens. Auch das Husarenregiment, dem Klaus Herwig angehörte, befand sich unter diesen Truppen. Der junge Offizier, der nun den Befehl über seine Schwadron führte, weil sein Rittmeister in den Kämpfen um Amiens gefallen war, hatte sich's mit seinen Leuten in einem großen Gebäude im mittleren Amiens bequem gemacht. Ruhestage sind im Krieg selten und so mußte man die Gelegenheit benutzen.

Indessen sich die Soldaten an frisch gestopften Pfeisen und bei einem aufgestöberten Weinvoorrat gütlich taten, stand Klaus am Fenster seines Zimmers und schaute hinaus in die Sternenhimmelnde, klare Mondnacht. Ein frisch gesalterner Schnee hatte Stadt und Land in blendendes Weiß gekleidet. Kein Laut störte das hehre Winterschweigen. Dem jungen Offizier war heute wieder einmal recht weh ums Herz. Wie gewöhnlich an solchen Rasttagen, wo man reichlich Gelegenheit hatte, seinen Gedanken

nachzuhängen! Was da alles auf mühseligem Marsch oder im Toben des Kampfes in seinem Herzen hatte schweigen müssen, das brach an solchen Tagen dafür umso heftiger hervor. Klaus Herwigs Gedanken weilten in der Heimat bei seiner Braut. Wie die wohl um ihn bangen und beten würde? Ob sie jetzt wohl seiner gedachte? Er war in eine ganz andächtige, feierliche Stimmung hineingeraten. Das sind die Augenblicke, da sich die Seele eines Menschen über alle Gedanken und Lebensmüth erhebt, losgelöst von aller Erdenschwere. Während der Leutnant vor sich hinräumte, war der Lärm plötzlich in der Mannschaftsstube unter seinem Zimmer verstummt und eine lange, volle Männerstimme hub zu singen an, erst in weichen, leisen, dann in immer stärker anschwellenden Akorden. Der Offizier lauschte. Wie ein Gruß aus der fernen Heimat und von seinem teuren Lieb klang seinem Herzen der schlichte Gesang:

Ade, mein Lieb, ich zieh' ins Feld,  
Ade, mein Liebtestes auf der Welt, —  
Als Sohn des Volks zieh' ich hinaus,  
Zu schirmen Hof und Herd und Haus.

Ich habe treulich, Tag und Nacht,  
An dich, du herzig Lieb gedacht,  
Ich hab' geliebt dich Jahr um Jahr, —  
Du weißt, wie gut ich stets dir war.

Im Feindesland, in blut'ger Schlacht,  
Am Feuer wohl auf stiller Wacht  
Strahl' meinem Auge hell dein Bild  
So erdenschön und wundermild.

O, Liebste du, ich denke dein  
Und hüll' dich in mein Träumen ein,  
Dein ferner Gruß, der mich umweht,  
Klingt heilig mir wie ein Gebet . . .

Unten schwieg der Gesang eine Weile, dann fuhr der Sänger fort:

Mein treues Lieb, o weine nicht,  
Ob auch der Tod mein Auge bricht. —  
Pflanz' mir auss Grab dann, grün  
und schlicht,  
Ein Blümlein nur: Vergißmeinnicht.

Du warst mein höchstes Erbenglück  
Wohl bis zum letzten Augenblick,  
Mein bestes Eigen warst nur du —  
Mit deinem Nam' geh' ich zur Ruh . . .

Das Lied war sachte verklungen, aber immer noch schien Klaus dem Gesang zu lauschen. Er stand still am Fenster — regungslos wie eine Erzstatue. Der Gesang war tief in seine Seele gedrungen und hatte ihre feinsten Saiten angeschlagen. Der Sänger mußte der Wachtmeister seiner Schwadron gewesen sein, denn unter all seinen Leuten befahl nur der ein so prächtiges, gehaltreiches Organ. Woher der Sänger nur dieses einfache, aber um so wirkungsvollere Lied hatte? Klaus Herwig waren Melodie und Text vollkommen unbekannt. Morgen wollte er einmal Friß Schrott, den Wachtmeister, darnach fragen.

Das Lied hatte in dem jungen Mann plötzlich eine heiße Sehnsucht geweckt. Wenn er jetzt nur auf wenige Stunden, auf wenige Augenblicke bei ihr sein könnte, die er mit allen Fasern seines Herzens liebte. Sein Verhältnis zu Wilhelmine Sanden war einer reinen Liebe entsprungen, wie sie nur in den Herzen ganz junger Männer wohnt.

## Aus Belgien.

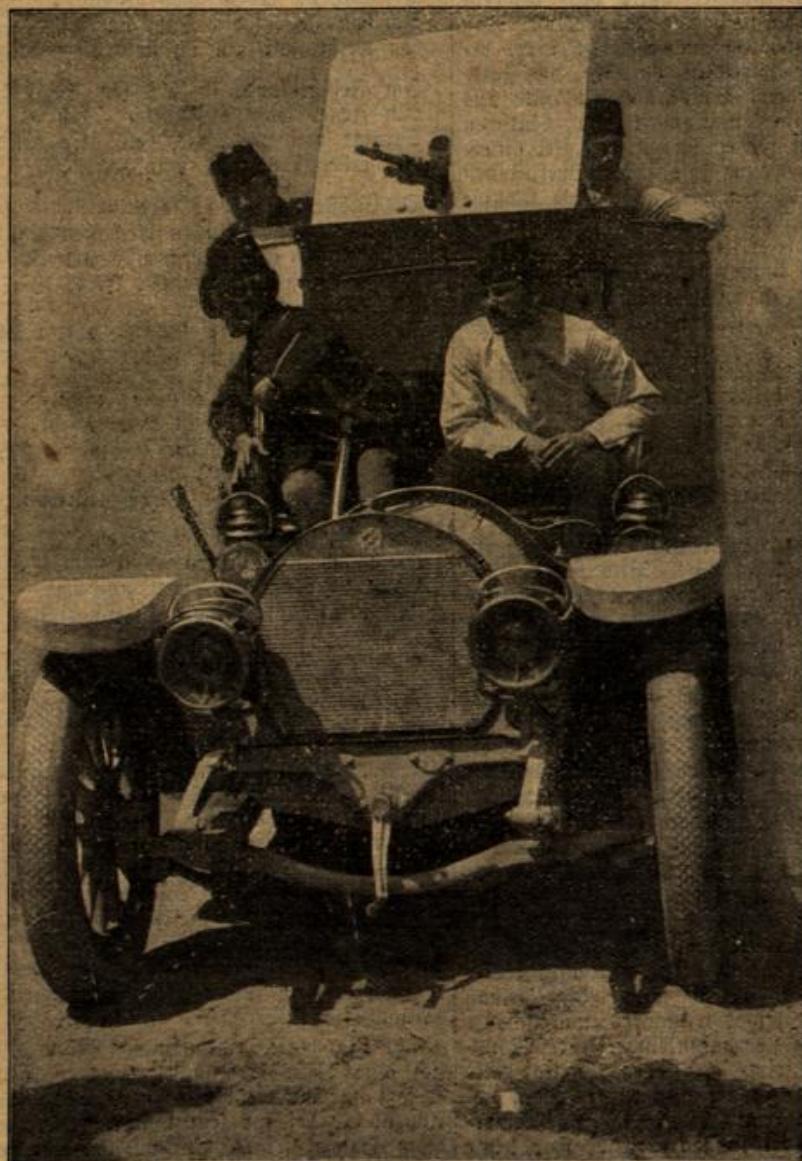
Die Wahrung der öffentlichen Ordnung in Antwerpen und seinen Vororten ist laut Vorschrift des deutschen Gouverneurs der ordentlichen Polizei angetraut geblieben; diese wird dabei von Konstablern aus der Bürgerschaft unterstützt, die ihre Anmeldung für diesen Dienst bei dem im Amt gebliebenen Bürgermeister zu bewirken hatten. Die Sicherheitsbeamten sind mit Stöcken versehen, da allen Einwohnern das Tragen und überhaupt das Behalten von Feuerwaffen streng verboten ist, die auf den Polizeikommissariaten gegen Empfantheitssicherung abgegeben werden müssten. Im allgemeinen gestaltet sich der Verkehr der Antwerpener Einwohnerschaft mit den deutschen Besatzungsstruppen keineswegs unfeindlich, zumal da die flämische Sprache die Verständigung erleichtert.



zum Bosporus: Die Dardanellen aus der Vogelperspektive.

### Zum Beginn der Feindseligkeiten zwischen der Türkei und Russland.

Unsere Abbildung veranschaulicht einen Teil des neuen Kriegsschauplatzes im Osten Europas, wo seit einigen Tagen die Kanonen zu donnern begonnen haben.



Türkisches Panzerwagen mit Maschinengewehr.



Belgischer Sicherheitsbeamter zeigt in Berchem einem Matrosen den Weg.



Korrespondenten und Militärattachés auf einem Schlachtfeld.

## Zur Erhebung der Buren gegen die Engländer.



Pieter Maritz.



Christian De Wet.



General Beyers.

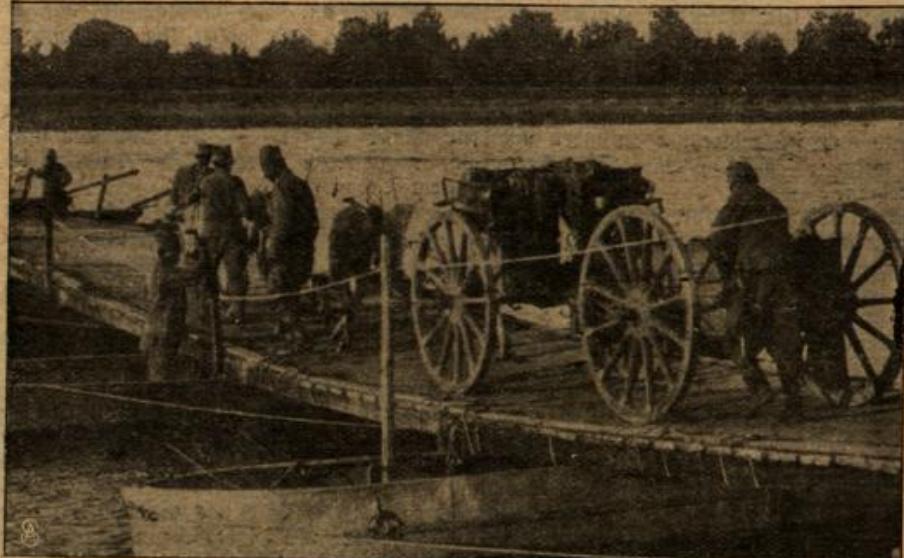
Schon seit längerem war bekannt, daß ein vom General Pieter Maritz geführtes Burenkorps sich in der Kapkolonie auf dem Kriegspfad befand. Weit bedeutungsvoller aber ist es, wenn jetzt auch aus dem ehemaligen Oranjerivinat und aus Westtransvaal ähnliche Bürgerauftände gemeldet werden, denn ihre Führer heißen Beyers und Christian de Wet. De Wets beispiellose kühne Taten aus dem letzten Burenkriege sind noch in aller Erinnerung, und gleich ihm gehört Beyers zu den angesehensten Burengeneralen.



Prinz Ludwig von Battenberg,

der Erste Seelsord  
der englischen Admiraliät,

trat wegen der Angriffe auf seine deutsche  
Abstammung zurück.



Zu den Kämpfen an der bosnischen Grenze:  
Die Serben gehen auf einer Pontonbrücke über die Drina



Russische Artill.rie.

Von Hause aus selbst mit Glücksgütern reichlich gesegnet, hatte es der zweifundzwanzigjährige Offizier nicht nötig gehabt, sich eine vermeßliche Braut zu suchen.

Klaus ließ sich am Fenster auf einen Stuhl niedersallen und zog unter seiner

Attila das Medaillon hervor, das ihm Wilhelmine beim Abschied gegeben. Er war keineswegs abergläubisch, aber nichtsdestoweniger war er fest davon überzeugt, daß ihm das Geschenk seiner Braut wirklich ein Talisman geworden sei, der ihn bis jetzt

gegen alle Gefahren gesetzt hatte. Er öffnete es und beschaut, wie schon so oft, Wilhelminens Bild mit freudeglänzendem Blick, es zuweilen andächtig an die Lippen führend.

(Fortsetzung folgt.)

Schluss.

## Gewissensfolter. Erzählung von Wilhelm Gries.

Nachdruck verboten.

Auch die Mutter war tief ergriffen. Sie führte verschiedene Male ihr Taschentuch an die Augen und konnte keine Worte zur Begrüßung finden.

Der junge Alfred Bormann trat sicher und wohlgewandt auf. Er sah die Bestürzung der guten Alten und lächelte. Nach den gewöhnlichen Begrüßungsformeln erzählte er, wie es ihm Freude mache, in Deutschland, dem Heimatland seines Vaters zu sein, wie es ihn besonders freue, daß er seine liebe Berta kennen gelernt hätte und, daß auch sein Vater die Absicht habe, noch einmal nach Deutschland zurückzufahren, um so manche Jugendinnerung aufzurufen. Sie wollten dann einige Zeit in der Heimat des Vaters wohnen, alte Bekannte und Jugendsfreunde aufzusuchen und dann, wenn es möglich wäre, mit Berta zurückzufahren.

Vater Quirin und seine Frau beteiligten sich anstrengend wenig an der Unterhaltung, die meistens von Alfred und Berta geführt wurde.

Bald verließ Vater Quirin mit einem Hinweis auf sein Unwohlsein das Zimmer; es drängte ihn, allein zu sein, seine Frau folgte ihm nach kurzer Zeit nach.

Sie trug ihren Mann in dem Schlafzimmer auf und abgehend. Als sie in das Zimmer eintrat, stürzte ihr Quirin zu Füßen mit den Worten: „Frau, es geschehen Zeichen und Wunder! Bis vor einiger Zeit war ich ein elender, gedrückter, gequälter Mensch, jetzt kann ich mich freuen. Ich kann weiter leben, ich habe keine Hände, kein Blut ist daran, — ich bin kein Mörder!“

Voll Entsetzen hörte die Frau die letzten Worte, die sie vermuten ließen, was ihr Mann das ganze Leben hindurch gesitten hatte.

„Aber, Quirin,“ sagte sie, „so stehe doch auf und erkläre mir endlich, was du denn hast und wie die ganze Sache liegt! So oft bin ich in dich gedrungen und du hast mir ausweichende Antworten gegeben. Ich sah dich leiden lange Jahre und du hast mir alles verheimlicht? Wie konntest du das tun?“

„Du sollst alles, alles hören. Dann wirst du mich verstehen, dann wirst du mir verzeihen.“

So höre denn. Johann Bormann war dein Geliebter. Du hattest dich zwar noch nicht mit ihm verlobt, hattest aber doch längere Zeit Umgang mit ihm. Er war ein armer Schlufer, und weil er schon mit Sicherheit auf dein Vermögen rechnete, ergab er sich dem Trunk. Dem Rate deiner Eltern, mit ihm zu brechen, hast du gefolgt. Bormann sah sein Säuerleben fort. Er hörte, daß ich ein Verhältnis mit dir angeknüpft hatte.

Nun kommt etwas, was ich dir in meinem Leben noch nicht erzählt habe, was ich keinem Menschen mitgeteilt habe, was

aber zentnerschwer mein Herz bedrückt, fast erdrückt hat.

Ich kam an einem Abend von dir zurück. Es war der Abend, an welchem deine Eltern ihren Segen zu unserer Verbindung gegeben hatten. Da mußte ich, wie du weißt, den Leinpfad am Rhein gehen, um zu unserem Dorfe zu kommen. Es war dunkle Nacht und der hochgeschwollene Rhein rauschte gewaltig. Da — unversehens — trat mir Bormann entgegen. Es war an der Stelle, wo der Nussbaum steht. Bormann fing Händel mit mir an. Ich merkte bald, daß er betrunknen war, und wollte ihm ausweichen, aber er verfolgte mich und griff mich an. Da kannte ich denn keine Rücksicht mehr. Ein Schlag mit meinem Kugelstock, — ein entsetzlicher Schrei, — ein Hinfallen und ein fürchterliches Röcheln, — da lief ich entsezt davon.

O die entsetzliche Nacht, die ich nun zu erleben hatte! Ich konnte nicht anders denken, als ich sei Mörder geworden. Ich hatte den festen Entschluß gefaßt, mich auf der Polizei anzugeben. Doch — merkwürdig: niemand erzählte von der entsetzlichen Tat — alles blieb ruhig. Ob noch niemand des Weges gekommen war?

Als bis zur Dämmerung noch nichts bekannt war, schlich ich mich still und ungeschoren an den Tatort. Nichts war da zu finden. Da war ich zuerst über alle Maßen froh. Als aber bald das Gerücht sich verbreitete, Bormann sei verschwunden, da faßte mich eine andere, schreckliche Vermuthung, die Nahrung sand und bei mir zur Gewißheit wurde: Bormann war in den hochflutenden Main gefallen, und ich war doch sein Mörder!

Schreckliche Wochen vergingen. Jeden Tag befürchtete ich die Mitteilung, man habe die Leiche irgendwo gefunden — aber nein!“

Bald hatte sich bei den Leuten die Meinung gebildet, der Trunkenbold Bormann sei verdurstet, bald sprach niemand mehr von ihm. Aber in meinem Herzen tief drin, da saß der giftige Pfeil und dieser glühte und bohrte. Mein ganzes Leben war dadurch vergällt. In nächtlichen Stunden hörte ich ihn schreien, sah sein Blut fließen, sah ihn im Rheine schwimmen, sah mich im Kerker. Die erste Zeit unserer Ehe konnte ich die Gedanken überwinden; aber in der letzten Zeit war es unerträglich. Höllenqualen habe ich ausgestanden. Ich stand davor — dir will ich es gestehen —, mir das Leben zu nehmen, doch der Gedanke an meine selige Mutter hat mich gerettet.“

Seine Frau hatte lautlos und mit Schaudern zugehört. Nun hatte sie den Schlüssel zu den Eigenheiten ihres Mannes, nun könnte sie manches verstehen.

„Armer Quirin!“ sagte sie. „Aber welches Glück haben wir nun, daß sich alles zum Guten und Schönen auflöst! Gott sei dafür gepriesen, ihm wollen wir danken. Nun forge aber, daß dich die Begegnung

mit dem alten Bormann nicht zu sehr aufregt!“

Alfreds Vater hatte von Köln aus telegraphiert, daß er am Abend eintrete. Diese Nachricht wirkte im Hause des Vaters Quirin verschieden. Alfred und Berta freuten sich außerordentlich. Vater Quirin und seine Frau dagegen waren verlegen, wenn auch hier und da der Strahl der Freude durchbrach.

„Gehen Sie vielleicht mit meinen Vater abholen?“ fragt Alfred Vater Quirin.

Dieser wies auf sein früheres Unwohlsein hin und sprach die Befürchtung aus, es möge ihm die Abendluft nicht gut bekommen. Die Mutter hatte im Hause so viel zu tun, daß ihr Fernbleiben begreiflich war.

Während also Berta und Alfred allein zum Bahnhof schritten, sagte Vater Quirin zu seiner Frau: „Du kannst ihn allein hier unten in Empfang nehmen. Ich gehe auf mein Zimmer, ich will dort allein mit ihm sprechen, wir brauchen dabei keinen Beugen.“

Die Frau wandte nichts dagegen ein. Sie fühlte es nach, wie schwer es ihrem Manne sein müsse, mit Bormann zum erstenmal wieder zusammenzukommen, und aus Mitleid für ihren Mann vergaß sie ihre eigene Sorge.

Vater Quirin war also auf sein Zimmer gegangen. Unruhig ging er hin und her. Endlich blieb er an dem Fenster stehen, von welchem aus er einen Blick über den Weg zum Bahnhof hatte.

Da sah er eine Gruppe kommen, das kommen sie sah. Richtig! In der Mitte Berta, links Alfred und rechts ein alter, gebückter Mann mit langem, greisem Bart — der alte Johann Bormann.

Vater Quirin war es eigentlich zumute, als er den Toteglaubten fröhlich plaudernd immer näher kommen sah. Er meinte, er müsse umsincken, war's vor Aufregung, war's vor Freude oder war's vor Angst, er wußte es nicht.

Die Gruppe war nahe vor dem Hause, da zog sich Quirin zurück, und er setzte sich auf einen Stuhl vor dem Tische, stehen konnte er nicht mehr.

Ehe er noch daran dachte, hörte er hastige Tritte treppauf, die Türen wurden aufgerissen und vor ihm stand Bormann und rief ihm zu, indem er ihm beide Hände entgegenstreckte: „Gott grüße dich, lieber Quirin!“

Dieser reichte ihm die Hände und sagte: „Gott sei gelobt und gevreisen, daß ich dich wiederlebe!“ Dann kniete er vor ihm nieder mit den Worten: „Verzeihe, verzeihe, lieber Johann, was in der Nacht geschehen ist! Fürchterliches habe ich gelitten seit jener Nacht. Ich konnte nicht anders annehmen, als daß ich dein Mörder geworden wäre.“

Doch Johann hatte ihn schon aufgehoben und an sich gedrückt.

„Sprechen wir davon nicht weiter!“ sagte er. „Ich weiß es sehr gut, daß ich dich gereizt habe und daß ich der Schuldige bin. Mich hat jene Nacht zur Besinnung gebracht. Als ich mich erholt hatte, sagte ich zu mir selber: es kann so nicht weiter mit dir gehen. Ich machte mich gleich in der Nacht noch auf die Reise nach Holland, — ich hatte ja nichts zu verlieren. Als Schiffsknecht wurde ich mit nach Amerika genommen. Dort ging ich ein neues Leben an. Fleiß, Sparsamkeit, Treue und Nüchternheit haben mir den Segen Gottes gebracht, so daß ich vorankam. Ich wurde in ein Kaufmannsgeschäft aufgenommen, erworb die Gunst meines Prinzipals, dessen einzige Tochter meine Frau wurde, die nun schon in der Ewigkeit ist.“

Nun lernte mein einziger Sohn, Alfred, deine Tochter kennen. Der Gedanke an meine Heimat war ein mächtiges Bindemittel. Ich habe nichts gegen ihre Verbindung einzubwenden. Alfred kennt unser ganzes Verhältnis, Berta haben wir nichts mitgeteilt.

„So lasse uns denn all das Traurige, das in der Vergangenheit ruht, vergessen! Gott

hat alles so gefügt, ihm wollen wir danken und wir wollen mit seiner Hilfe das Glück unserer Kinder begründen!“

„Dank dir, Dank dir,“ sagte Vater Quirin, „daß du das so edel auffassest! Ich kann dir nicht sagen, was ich alles wegen dieser Sache gesessen habe. Niemanden hatte ich ein Wort von der Tat mitgeteilt; aber besonders in den letzten Jahren wurde die Last meines Gewissens unerträglich, ich fürchtete, wahnsinnig zu werden. In diesen Tagen noch wollte ich mich bei der Staatsanwaltschaft als deinen Mörder angeben.“

„Wenn du das getan hättest,“ scherzte John Bormann, „dann hätte ich ja durch meine Ankunft den besten Beweis erbringen können, daß deine Anklage falsch gewesen wäre.“

„So famen denn die beiden zu den übrigen Familienmitgliedern.“

Vater Quirin führte John Bormann zu seiner Frau und sagte: „Zwischen uns ist alles in Ordnung. Gott hat alles gut gefügt.“

„Aber auch zwischen uns muß alles in Ordnung sein,“ sagte John Bormann und reichte der Frau Quirin die Hand. Diese konnte die Tränen der Rührung und Freude nicht zurückhalten.

„Ihr habet damals,“ sagte John, „ein gutes Werk an mir getan. Dadurch, daß Ihr mir abgesagt habt, bin ich zur Einsicht gekommen und das war der Ausgang meiner Besserung. Wer weiß, wie es jetzt mit mir stände, wenn das nicht vorgekommen wäre!“

Berta sah bestreift um sich, als sie sah, wie ihr zukünftiger Schwiegervater mit ihren Eltern wie mit alten Bekannten verkehrte. Bald hatte ihr Alfred die ganze Sachlage erklärt, und manches, was ihr bis jetzt unklar war, konnte sie nun verstehen.

„Nun lasset uns,“ ergriff John Bormann das Wort, „mit unserem Segen das Glück unserer Kinder bekräftigen!“

„Berta, gib mir den Ring!“ sagte Vater Quirin; „dieser Ring, dessen Glanz mir den ersten Hoffnungsstrahl zugeworfen hat, daß meine lebenslängliche Angst unbegründet sei, dieser Ring und kein anderer soll den Verlobungsring sein!“

Vater Quirin hat sich von Tag zu Tag mehr erholt; er wurde, wie die Leute sagten, wieder jung. „Das kommt von der reichen Heirat seiner Tochter,“ sagten die Leute.

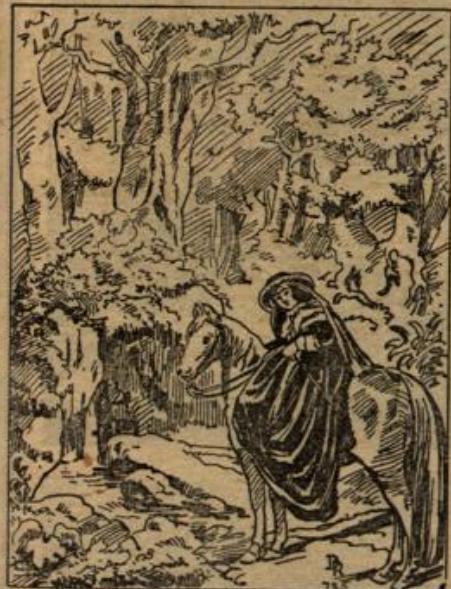
Wir aber wissen es besser.



## Spiel und Scherz.



### Vexierbild.



Wo ist der Bauernjunge?

### Humoristisches.

**Moderne Unschauung.** „Hören Sie mal, die Firma Meyer ist doch gut?“ — „Na, das bezweifle ich. Viel ist da, glaube ich, nicht dran. Seit zehn Jahren ist bei dem kein Kässier durchgebrannt!“

**Falsch verstanden.** „Sieh mal, Männer, endlich habe ich einen Kleidshamen gut für mich gefunden!“ — „Das freut mich — laufen hätte ich dir doch keinen können.“

**Hans, unser Jüngster,** ist Sextaner. Sein erstes Zeugnis ist nicht sehr günstig ausgefallen. Als die Mutter sagt: „Deine Befür ist ganz miserabel, was wird der Papa dazu sagen?“ erwiderte er trocken:

„So! Und der Lehrer hat mir doch gesagt, die sei viel zu gut für mich!“

**Reflexion.** Geschworener (als der Verteidiger eine flammende Rede hält): „I' mein schon jetzt selber, daß nur der Gerichtshof den schuldige Teil ist!“

**Herr zur Dame:** „Was, Gnädige, ich soll mit Ihnen fechten?“ — „Na, gewiß doch! Wissen Sie denn nicht, wie Goethe sagt: Mit Männern sich vertragen — Mit Weibern rumzuschlagen — Und mehr Kredit als Geld — So kommt man durch die Welt!“

**Geschäfts pflicht.** „Wenn du aber alle Tage soviel trinkst, bekommst du einen miserablen Magen!“ — „Du weißt doch, ich habe unter meinen Kunden drei Apotheker: an die muß man auch denken!“

**A b w e c h s l u n g.** „Dieser Roman sieht aber furchtbar zerlesen aus!“ — „Ja, das ist auch das Buch, das ich meinem Dienstmädchen als Sonntagslektüre leihe!“ — „Wird ihr das nicht langweilig, immer dasselbe Buch zu lesen?“ — „O durchaus nicht — es ist ja jeden Sonntag ein anderes Mädchen.“

**D a h e r.** A.: „Das Müllersche Ehepaar sieht aber schrecklich elend aus.“ — B.: „Ja, wissen Sie, die dichten beide und lesen sich dann gegenseitig ihre Gedichte vor.“

**Gerechte Entrüstung.** Hausfrau: „Das paßt mir ganz und gar nicht mehr! Seit einer halben Stunde läuft ein Soldat vor unserer Villa auf und nieder!“ — Dienstmädchen: „Ich begreife nicht, Frau Doktor, daß Sie mir das nicht schon längst gesagt haben!“

**K i n d e r m u n d.** Bei Tisch ärgert die kleine Margot unausgesetzt ihren kleinen Bruder. Darauf sagt die Mutter, er solle sie nicht weiter beachten und sie mit Verachtung bestrafen. Eine Weile herrscht vollkommene Ruhe, dann sagt Margot plötzlich

weinerlich: Mama, oben straft er mich mit Verachtung, aber unten stößt er mich mit dem Fuß.“

**Vorsichtig.** Ein Landstreicher klopft an einer Tür und bittet die öffnende Hausfrau um ein Almosen. Sie sieht den Bettler prüfend an und sagt: „Trinken Sie gern Schnaps?“ Bögernd sagt der Bettler: „Tja, is det nu 'ne Einladung oder ein Verhör?“

### Bilderrätsel.



1 Ya 3.

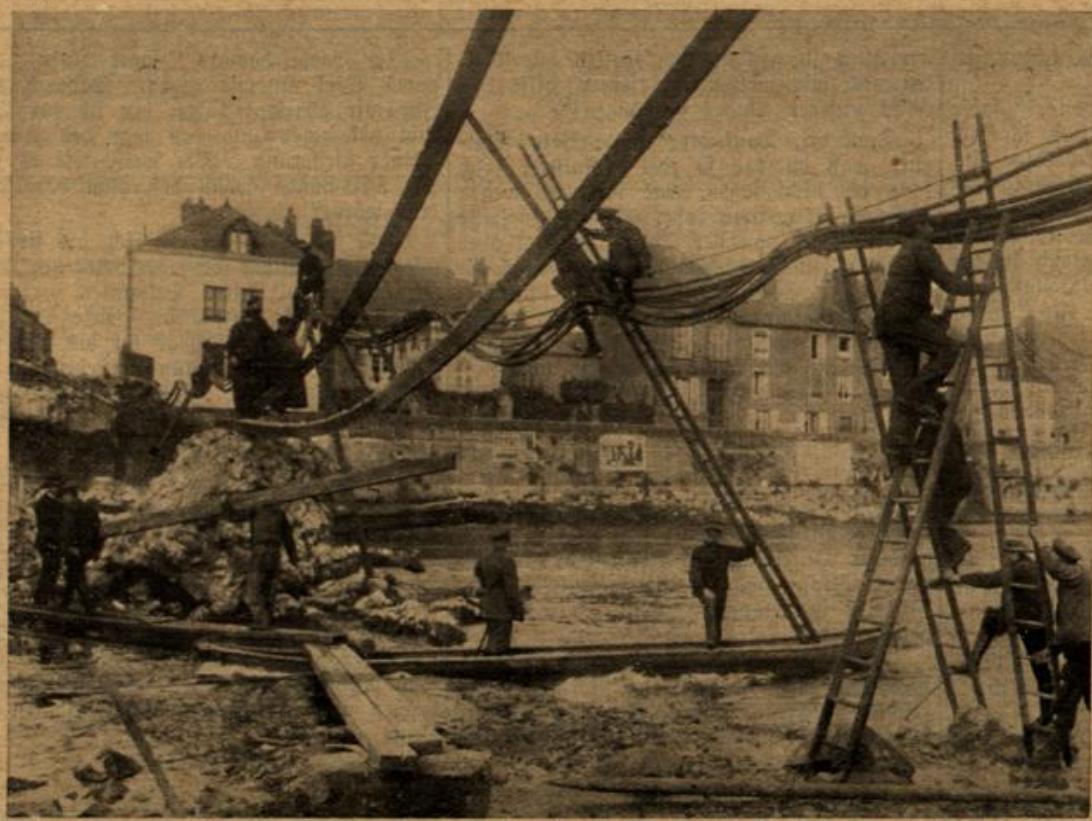
Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

**Schachaufgabe:** (Vierzüger von J. Jespersen). W. Kb7, Da7, Te8, Sc5, Ba6, b3, c2, f4, h8, h5. Schw. Kd5, Ld8, Bb4, d6, f5, f6.

1. Te8—e8, dc; 2. Dc5: +, Ke5: ; 3. Td8: — 1. . . . , Le7; 2. Sd3, Ke6; 3. Ke6. 2. . . . , Ke4; 3. Te7: +. — 1. . . . , Lb6; 2. Db6; Kd4; 3. Se4 +. — 1. . . . , Lc7; 2. Sa4, La5; 3. De8. — 2. . . . , Lb6; 3. Kb6: — 1. . . . , Kd4; 2. Se4+, Kd5(Lb3); 3. c4 + (Db6: +).

**Bilderrätsel:** Anders klingen dieselben Glößen bei einer Feier, anders beim Feuer.

(Auflösungen der Rätsel folgen in nächster Nummer.)



Feldtelegraphenabteilung beim Legen von Rabeln über eine von den Franzosen zerstörte Brücke.

#### Bom Johanniter-Orden.

Der Johanniter-Orden, aus dem im 6. Jahrhundert gegründeten Hospital für die Pflege lateinischer Pilger in Jerusalem hervorgegangen, nahm im 12. Jahrhundert den Charakter eines der Armen- und Krankenpflege gewidmeten geistlichen Ritterordens an, der sich, freilich mit vielen Aenderungen und Abweichungen, in den verschiedensten christlichen Ländern — stets der Arbeit für Arme und Kranke getren — bis auf unsere Zeit erhielt. 48 Krankenhäuser in Deutschland, 1 Krankenhaus in Beirut und 1 Hospiz in Jerusalem sind von ihm gegründet. In den Feldzügen von 1866 und 1870 hat der Orden Großes geleistet, und in dem gegenwärtigen Weltkriege ist es wieder die Organisation des Roten Kreuzes, die als Stamm der Pfleger u. a. Johanniter und Johanniterinnen ausgebildet hat.



Der König von Sachsen beim Kronprinzen im Felde.



General v. Emmich mit dem Herzog Ernst August von Braunschweig.



Blick in die Lazarettzugwagen des Johanniter-Ordens.  
Der erste Lazarettzug des Johanniter-Ordens ist bereits abgesandt worden.